

Zuger Sex-Affäre: Jolanda Spiess-Hegglin angeklagt

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 46 – 16. November 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Hollywood**  
Daniel Bernhardt's  
Traumkarriere in  
Los Angeles

**KRONPRINZ BIN SALMAN**  
Reform-Terminator  
in Saudi-Arabien

**GESELLSCHAFT**  
Können Frauen und  
Männer nur gute  
Freunde sein? Nein

«PARADISE PAPERS»  
Jetzt redet  
Bastos de Morais



## Alleinerziehende Mütter

Vom Sozialstaat produziert





MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | ROSEGOLD 18K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Vor drei Jahren war er ein gewöhnlicher Prinz, der Öffentlichkeit kaum bekannt. Inzwischen gehört Mohammed bin Salman zu den einflussreichsten Persönlichkeiten im Mittleren Osten. Der 32-jährige Kronprinz schiebt die korrupte Elite zur Seite und stellt das Land auf eine neue Grundlage. Statt Vetternwirtschaft soll künftig Leistung gelten. Bei der Jugend hat der Thronanwärter bereits Kultstatus, weil sie sich von ihm mehr Freiheiten und Lebensqualität verspricht, wie Pierre Heumann aus Riad berichtet. Seine Reportage fiel in eine turbulente Woche. Die Scud-Rakete aus dem Jemen kurz vor seiner Landung auf dem King Khalid International Airport, die grossangelegte Verhaftungswelle im saudischen Königshaus sowie der mysteriöse Rücktritt des libanesischen Premierministers in Riad sorgten nicht nur dort, sondern weltweit für Schlagzeilen. **Seite 20**

Italien ist ein Land voller Widersprüche, schön und verdorben, genialisch und primitiv zugleich. In einer Sammlung von Gesprächen versuchen der deutsch-italienische Journalist Giovanni di Lorenzo und der unter Polizeischutz lebende Autor Roberto Saviano, das Rätsel zu ergründen. Italien-Kennerin Katharina Fontana hat Giovanni di Lorenzo auf der Redaktion der Wochenzeitung *Die Zeit* in Hamburg besucht. Er rechnet damit, dass das Buch in Italien wegen des teils gnadenlosen Blicks auf Land und Leute für einigen Ärger sorgen wird. **Seite 68**



«*Inside Washington*»: Kolumnistin Holmes.

Ein Jahr nach seiner Wahl zum US-Präsidenten hält Donald Trump die Welt mit seinem turbulenten Regierungsstil pausenlos auf Trab. Die *Weltwoche* nimmt dies zum Anlass, die Kolumne «Trumps Woche» in neuer Form fortzusetzen. Unter dem Titel «*Inside Washington*» reichern wir politische Notizen mit Klatsch und Regierungsgeflüster an. Gezeichnet wird die Kolumne von Amy Holmes. Die Princeton-Absolventin arbeitet als regelmässige Polit-Analystin auf den TV-Sendern Fox

News, ABC und CBS und war Redenschreiberin des früheren Mehrheitsführers im US-Senat, Bill Frist (Tennessee). **Seite 61**



**Köppel, Action-Star Bernhardt, Hockeytrainer Schläpfer und Hürden-Crack Hussein am Weltwoche-Sommerfest in Zürich.**

Daniel Bernhardt, Hollywoodschauspieler, war gerade in der Schweiz. Als Markenbotschafter von Carl F. Bucherer beehrte er die Eröffnung der neuen Boutique in Luzern, mit dabei auch CFB-CEO Sascha Moeri und *Weltwoche*-Chef Roger Köppel. Aus dem Zufallstreffen ergab sich eine Freundschaft. Bernhardt und Moeri kamen trotz voller Kalender ans Sommerfest dieser Zeitung. Das wiederum nehmen wir jetzt zum Anlass, um über Bernhardts erstaunliche Laufbahn zu berichten. Mit Disziplin, Verlässlichkeit und Können hat sich der strahlende Berner in die Topliga der Action-Männer hochgeboxt. Und ist doch ein sensibler Familienmensch geblieben, wie Beatrice Schlag aus Los Angeles berichtet. **Seite 70**  
*Ihre Weltwoche*

**GESTRESST?  
ÜBERFORDERT?  
ERSCHÖPFT?**

---

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | [www.seeklinik-brunnen.ch](http://www.seeklinik-brunnen.ch)

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Martin Kappler, Julia Dunlop (*Assistentin*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](http://weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



**KENNT KEINE GRENZEN.**

**DER NEUE BMW X3.**

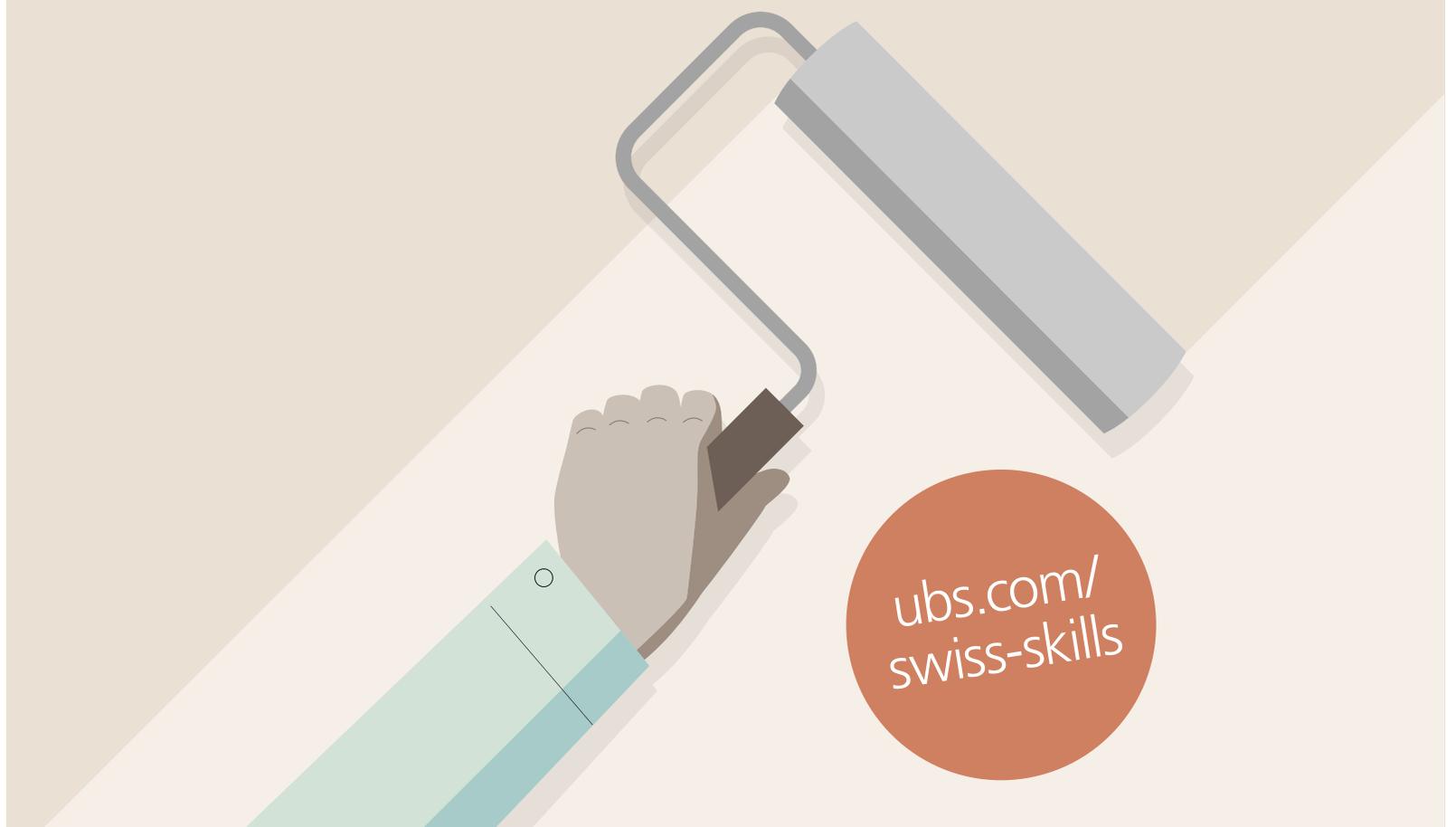


Freude am Fahren



# Berufslehre hat Zukunft

Gemeinsam mit **SwissSkills** engagieren  
wir uns für die Berufsbildung



Das duale Berufsbildungssystem ist ein wichtiger Erfolgsfaktor unserer Wirtschaft. Als Lehrlingsausbilderin liegt es uns am Herzen. Zusammen mit SwissSkills setzen wir uns für die Berufslehre und die Berufsmeisterschaften ein. Und als Presenting Partner unterstützen wir das SwissSkills Team an den internationalen Wettkämpfen.



# Offshore

## Der Wahnsinn hinter den «Paradise Papers».

Von Roger Köppel

Letzte Woche kamen unter medialem Grossgetöse die «Paradise Papers» ans Licht. Das gleiche Journalistenkartell, das uns schon die «Panama Papers» brachte, legte nach. Diesmal werteten die verbandelten Rechercheure Millionen von Dokumenten aus, die sie auf der Karibikinsel Bermuda stehen konnten. Der Offshore-Krimi wurde mit höchster Dramatik eingeflogen. Stürzt jetzt das angebliche Verbrechernetzwerk der Geldverstecker und Steueroptimierer ein?

Als ich mich dann durch die mit mysteriösen Logos markierten Online-Seiten kämpfte, zusehends gelangweilt, war die Enttäuschung erheblich. Die brisanten «Paradise»-Enthüllungen erwiesen sich als blutleer. Wozu der Enthüllungsfimmel? Wenigstens gab es pikante Details. Zum Beispiel soll sogar die britische Königin einen Teil ihres Vermögens steueroptimiert auf einer Insel angelegt haben, zwar legal, aber immerhin. Dann der US-Popstar Madonna («Material Girl»). Auch sie habe treuhänderischen Beistand aus den Tropen geholt. Köstliches Material für einen Klatschbericht, mehr nicht.

Ach ja: Dann lasen wir noch über den Autorennweltmeister Lewis Hamilton. Sein Privatjet sei irgendwo auf einer britischen Kanalinsel registriert, was den Verdacht auf Steueroptimierung nähre. Schlimm? Und Firmen wie Apple oder Google verschieben ihre Gewinne angeblich lieber nicht nach Nordkorea mit einer Steuerquote von 100 Prozent, sondern dorthin, wo sie weniger zahlen müssen. Auch das versetzte mich jetzt nicht unbedingt in rasendes Erstaunen. Schmunzeln musste ich, als ich las, dass der Übergutmensch Bono, für seine Fans ein Heiliger fast auf Stufe Jesu, in Steuerfragen sympathisch menschelt: Auch er verschraubt sein Geld bis zur Unkenntlichkeit, wenn auch legal, in irgendwelchen Konstruktionen.

Kurzum: Was das Journalistenkartell heranschauelte, ist Nasenwasser, verglichen mit dem Offshore-Thriller «The Firm», den ich vor bald dreissig Jahren bei monströser Sommerhitze in einem klimatisierten Kino bei Boston mit Hochspannung verfolgte. Tom Cruise spielt in dieser Romanverfilmung nach John Grisham den jungen Anwalt Mitch. Mit seinem brillanten Harvard-Abschluss heuert er bei einer prestigösen New Yorker Kanzlei an. Bald merkt er, dass die honorige Firma auf den Cayman Islands Geld bunkert für Steuerbetrüger,

schummrige Unternehmer und Mafiakönige. Am Schluss lässt Mitch die Finanzhölle auffliegen. Die belastenden Dokumente, «Paradise Papers» vor den «Paradise Papers», bringt er an zwei Mafiakillern vorbei in Sicherheit.

Wer den Film gesehen hat, kann nach der heutigen Enthüllungs-Sause eigentlich nur erleichtert sein. Keine Mafiabosse, keine Schwerverbrecher, noch nicht einmal fassbares Delikt. Offenbar sind auch die Gaunerinseln nicht mehr, was sie einmal waren. Oder kann es sein, dass sie gar nie so schlimm gewesen sind, wie uns jetzt die Journalisten einzuhämmern hof-



Böse Offshore-Firma: Gene Hackman (links) und Tom Cruise.

fen? In der Schweiz gibt der Fall von Jean-Claude Bastos de Moraes zu reden. Dieser Angola-Fribourger soll dank Beziehungen zur angolanischen Regierungsfamilie bei der Verwaltung des ihm anvertrauten Staatsfonds übertrieben abkassiert haben, was er selber bestreitet. Straftaten sind auch hier kein Thema. Was man ihm genau vorwirft, ausser dass er wie Hamilton einen Privatjet fliegt, bleibt nebulös.

Seine Kritiker sind dennoch überzeugt, dass sie da einen ganz dicken Hund ausgegraben haben. Neid und Missgunst sind die grossen Treiber der Debatte.

Nur etwas machte stutzig: Gleich nach der ersten Enthüllung gegen Bastos sprang Ex-Bundesrätin Ruth Metzler ab. Präventiver Selbstschutz. Dass die frühere Politikerin beim erstbesten Windhauch das Weite suchte, überraschte weniger. Irritierend aber war, dass Bastos die Justizministerin a.D. überhaupt verpflichtet hatte. Warum? In Fachkreisen wird sie nicht unbedingt als juristisches Genie gerühmt.

Sie ist sympathisch, beliebt, gut vernetzt. Reicht das? Wenn sich Unternehmer mit Politikern umgeben, ist Vorsicht angezeigt. Brauchte er Metzlers Image als Abwehrschirm? Oder als Blendlicht? Bastos winkt ab. Es ist auch nicht so wichtig.

Natürlich ist es verdienstvoll, wenn das Gebaren der Reichen und Mächtigen genauer unter die Lupe genommen wird. Aber diese «Paradise Papers» bringen gerade nicht den angestrebten Beweis für die moralische oder gar kriminelle Verkommenheit unserer steuersparenden Unternehmer, Royals oder Showstar-Grössen. Sie zeigen dafür sehr schön, wie willfährig sich ganze Verlagshäuser einspannen lassen,

wenn es darum geht, hochverschuldeten Hochsteuerstaaten dabei zu helfen, ans Geld von wohlhabenden Privatpersonen und Unternehmen zu kommen, und zwar mit kriminellen Methoden. Die einzige Straftat, von der wir sicher wissen, dass sie begangen wurde, ist der millionenfache Datendiebstahl durch diese selbstgerechten Kreuzzügler im Namen höherer Einheits-Steuern.

Gefährlich sind nicht die angeblichen Missetaten der Bonos und Madonnas, die mit ihrem Sound Tausende von Arbeitsstellen und glücklichen Gesichtern produzierten. Gefährlich ist das konzertierte Bestreben der staatlich-mediale Hochsteuermafia, die zivilisatorische Er rungenschaft des Steuerwettbewerbs zu zerstören. Ins gleiche Kapitel fällt der Zangenangriff von Behörden und Journalisten gegen den Rohstoffhandel, der neuerdings auch an Afrikas Armut und der Völkerwanderung schuld sein soll.

Steuerwettbewerb heisst Auswahl, heisst Freiheit, heisst Innovation durch Konkurrenz. Offshore-Inseln sind nicht Räuberhöhlen, sondern Freiheitsoasen, die der Allmacht des Fiskalstaats Grenzen setzen. Kann man die Oasen missbrauchen? Klar. Sollte man sie deswegen verwüsten? Nein. Die Panzerknacker-Journalisten träumen von einer gläsernen Welt ohne Offshore und ohne Steuerwettbewerb. Es wäre ein Paradies für Politiker und eine Hölle für die Menschen. Fazit: Es braucht weniger «Paradise Papers», aber mehr Steuerparadiese.

## Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

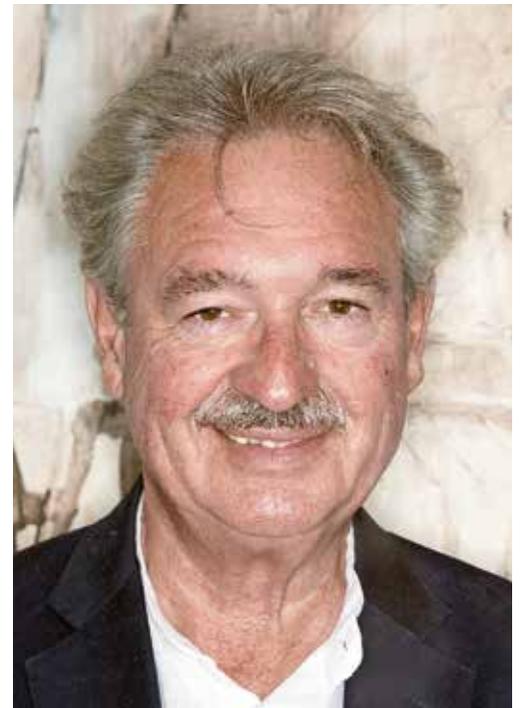
Spitze für Sie.



Genfer Krimi: «Quartier des banques». Seite 42



Wege zum Glück: Ricardo Rodríguez. Seite 47



## «Rex Tillerson, der möchte ich nicht so gerne sein.»

Jean Asselborn: Seite 58

## Titelgeschichte

### 30 Alleinerziehende Mütter

Wie der Sozialstaat Probleme schafft, die er lösen will

## Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 13 Kommentar Checkbuchdiplomatie
- 14 Flüchtlinge Doppelmoral
- 14 Sicherheit Der Souverän ins Cockpit
- 15 Justiz Falsche Opfer
- 15 Nationalmannschaft Jammerfussballer
- 16 Kopf der Woche Christian Levrat: Genosse Auslaufmodell
- 24 Essay der Woche Wenn nur dieser Sex nicht wäre
- 26 Mörgeli Linke SRG? «Kein Problem»
- 26 Bodenmann Wasserzins: Leuthard röstet Rösti
- 28 Die Deutschen Donald
- 28 Medien Ende eines geistigen Zweikampfs

## Inland

- 34 Verbielt die Schweiz? Zeitbombe Sozialhilfe in Schweizer Städten
- 36 Spiess-Hegglin angeklagt Wende in der Zuger Sex-Affäre
- 41 Palais Rechberg Zürichs barocker Beamtenpalast
- 43 SRG Wyss' Version
- 54 Rosinen zu Ruinen Silvio Borners Bilanz der Klima- und Energiepolitik

## Interviews

- 48 Jean-Claude Bastos Der schweizerisch-angolanische Investor zu den «Paradise Papers»
- 66 Giovanni di Lorenzo Der *Zeit*-Chef über die Seele seiner arg romantisierten Heimat Italien

## Ausland

- 20 Mohammed bin Salman Wie der saudi-arabische Herrscher sein Wüstenreich umwälzen will
- 56 Emmanuel Macron Der Blitzstart des französischen Staatspräsidenten
- 57 EU-Verteidigungspakt Nicht kompatibel mit der Schweiz
- 58 Jean Asselborn Porträt des dienstältesten Aussenministers der EU

- 60 Phänomen Populismus Andreas Gross über eine Konferenz in New York
- 61 Inside Washington Kraftsäfte

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 Andreas Meyer Der SBB-Chef und sein Bahnparadies
- 50 «Paradise Papers» Schweizer Modell unter Druck
- 52 Bitcoin-Millionäre Der Kanton Zug als Magnet für Superreiche



**Toric Chronomètre**  
Bis ins kleinste Detail  
in der Schweiz hergestellt  
[parmigiani.com](http://parmigiani.com)

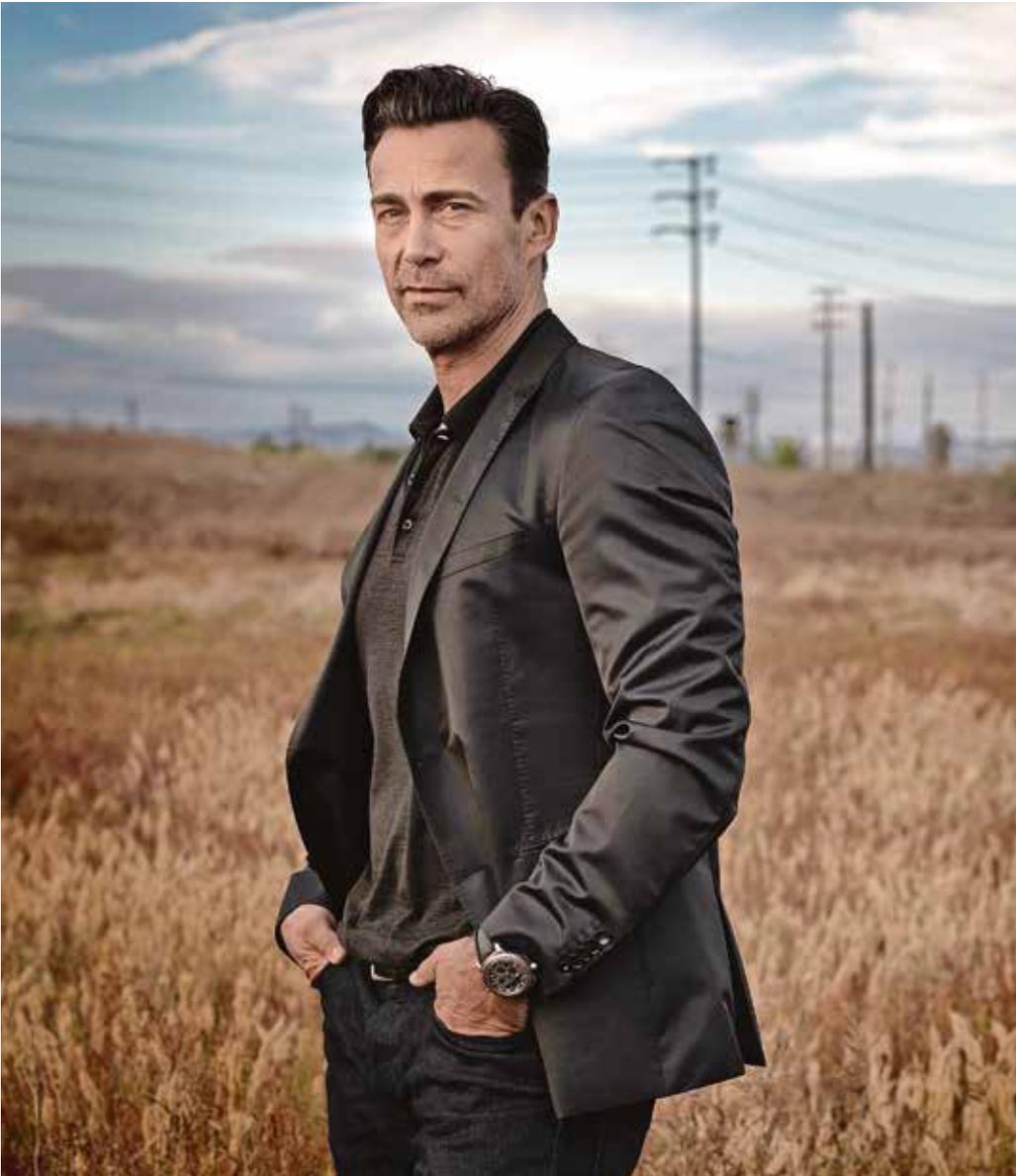
# PARMIGIANI

FLEURIER



Welche, wenn nicht diese?

ASCONA GIOIELLI-OROLOGI HERSCHMANN | BASEL GÜBELIN | BERN GÜBELIN | INTERLAKEN KIRCHHOFER | KLOSTERS MAISSEN  
LUGANO GÜBELIN | LUZERN GÜBELIN, LES AMBASSADEURS | ST. GALLEN LABHART-CHRONOMETRIE | ST. MORITZ GÜBELIN  
ZERMATT HAUTE HORLOGERIE SCHINDLER | ZUG LOHRI | ZÜRICH GÜBELIN, LES AMBASSADEURS



*Hart im Job:* Actionstar Daniel Bernhardt. Seite 70



*Sehnsucht nach Frankreich:* Basilika Sacré-Cœur de Montmartre in Paris. Seite 64

## Kultur & Gesellschaft

- 42 **Bankgeheimnis bei der SRG**  
Brillante Krimiserie aus der Romandie
- 44 **Bei Ohrfeige Kinder weg** Norwegens  
Kinderschutzbehörde ist gnadenlos
- 47 **Ricardo Rodríguez** Der Aufstieg des  
Fussballstars aus Schwamendingen
- 62 **Ikone der Woche «Lucretia»**  
von Lucas Cranach dem Älteren
- 64 **Frankreichs schöne Müdigkeit**  
Essay von Hans Ulrich Gumbrecht
- 67 **BuchBasel** Matthyas Jenny  
über das Literaturfestival
- 70 **Daniel Bernhardt**  
Die Hollywood-Karriere eines Berners
- 72 **«87eleven»** Der Kampfsport-Klub  
der Actionstars in Los Angeles
- 76 **Transgender** Das Thema spaltet  
das Land, wie eine Ausstellung  
in New York zeigt

## Rubriken

- 13 **Im Auge**  
Max Verstappen, Asphalt Cowboy
- 18 **Personenkontrolle**
- 19 **Nachruf**  
David Poisson, Skistar
- 74 **Die Bibel** In die Grossstaaterei  
zurückfallen?
- 74 **Kino**  
«Murder on the Orient Express»
- 75 **Knorrs Liste**
- 75 **Jazz**  
Tom Rainey Obbligato
- 78 **Thiel** Schleudersitz
- 78 **Namen**  
Planschen mit Blick auf die Jungfrau
- 78 **Fast verliebt** Undateable
- 79 **Unten durch** Olten
- 80 **Wein** Schönheit vom Lande
- 81 **Auto**  
Maserati Quattroporte SQ4 Gransport
- 82 **Darf man das? / Leserbrief**

60 YEARS OF ADVENTURE  
AND DISCOVERY



*SuperOcean*  
**HERITAGE**  
SINCE 1957

**KURZ**

SCHMUCK UND UHREN

Zürich | Bahnhofstrasse 80  
Glatt | Einkaufszentrum



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8118 **Pfaffhausen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8953 **Dietikon**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



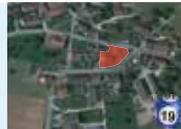
7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8404 **Stadel/Winterthur**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8127 **Maur**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
in 8103 **Unteregstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)

**Lerch&Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.ch**

**MINERGIE®**  
Member

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:

**svit**  
ZÜRICH

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

**EIGENHEIM**  
MESSE  
SCHWEIZ

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

# Checkbuchdiplomatie

Von Christoph Mörgeli — Mit der neuerlichen Kohäsionszahlung von 1,3 Milliarden Franken verankert die Schweiz ihre Tributpflicht. Die EU erpresst erfolgreich Schutzgeldzahlungen.



Teure Gesten: CVP-Bundesrätin Leuthard.

Das Wortungetüm «Kohäsionsmilliarde» kann nur einem Bürokratengehirn entsprungen sein. In der Verhaltensforschung heisst Kohäsion «Ausrichtung einzelner Tiere in einem Schwarm zu den Nachbarindividuen». Das passt. Die störrischen helvetischen Individuen sollen zu einem Schwarm ausgerichtet und herdenmässig Richtung Brüssel getrieben werden. Dazu gehört die Zahlung der verlangten 1,3 Milliarden Kohäsionsfranken. Eine Mehrheit von mindestens fünf Bundesräten vermochte dem Druck nicht zu widerstehen. Checkbuchdiplomatie heisst das Gebot der Stunde. Die Schweiz bezahlt, ohne die geringste Gegenleistung zu erhalten. Nur um dem Besuch von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker bei Bundesrätin Doris Leuthard etwas Stimmung zu verleihen. Am 23. November kommt es zum teuersten christdemokratischen Treffen der gesamten Weltgeschichte.

Ein dritter Christdemokrat, der damalige Aussenminister Joseph Deiss, sagte 2006 vor der Zahlung des ersten Kohäsionsbeitrags von 1,3 Milliarden Franken: «Manchmal sind kleine Gesten wichtig, so wie ein unerwarteter Anruf oder ein Blumenstraus viel zu guten Beziehungen beiträgt.» Der Begriff «kleine Geste» verdeutlicht, wie Mitglieder der Landesregierung offenbar eine Milliarde Steuerfranken einschätzen. Neuerdings betätigen sich die Bundesräte wiederum als Rosenkavaliere bei der Europäi-

schen Union. Obwohl ein wahrer Kavalier die Kosten seiner Liebesabenteuer eigentlich selber bezahlen müsste.

Die *Weltwoche* argwöhnte schon vor elfeinhalb Jahren: «Weitere Nachforderungen seitens der EU werden folgen.» Und so war es denn auch. Bei der Aufnahme von Rumänien, Bulgarien und Kroatien mussten über 300 Millionen Franken nachgeschoben werden. Jetzt fordert und erhält Brüssel erneut eine Tributzahlung von 1,3 Milliarden. Ohne dass sich die EU beim Rahmenabkommen, bei der Personenfreizügigkeit oder im Finanzdienstleistungsbereich auch nur einen Millimeter bewegen müsste. Die erpresserisch vorgetragene Forderung sei eben der Preis für den Zugang zum europäischen Binnenmarkt, hören wir. Gewähren wir nicht auch der EU vollen Marktzugang, sogar bei den Dienstleistungen, wo uns kein Gegenrecht gestattet wird?

## Konkurrenten profitieren

Im Warenhandel mit der EU wies die Schweiz 2016 ein Handelsbilanzdefizit von 11,54 Milliarden Franken aus. Wer also profitiert genau von wem? Dazu schluckt die Schweiz ohne Unterlass EU-Kröten, etwa in den Bereichen Massenzuwanderung, Transitverkehr oder Neat-Finanzierung. Hinzu kommt, dass wir mit der neuerlichen Kohäsionsmilliarde Staaten subventionieren, die grösstenteils mit ganz anderen Wachstumsraten aufwarten. Auch finanzieren wir so ganz direkt wirtschaftliche Konkurrenten in Ost- und Südeuropa, die dann unsere Firmen unterbieten und wohin unsere Betriebe ungehemmt Arbeitsplätze verlagern.

Fast ein Fünftel der bisherigen Kohäsionsprojekte erwies sich laut externer Bewertung von Deza und Seco als «unzufriedenstellend» oder «sehr unzufriedenstellend». Der ehemals versprochene Rückfluss der Gelder in Form von Aufträgen ist so gut wie vollständig ausgeblieben. Was als Einmalzahlung vorgesehen war, wird zur Dauereinrichtung. Die EU erpresst eine Art Schutzgeldzahlung, wie es sonst nur ein schmieriges Mafiasyndikat tut.

Unser Land ist so lange stark, wie seine Vertreter in Politik und Diplomatie die Interessen seiner Bewohner wahrnehmen und das Bestmögliche für sie herausholen. Wenn die Repräsentanten des Volkes zu Erfüllungsgelichten und Wasserträgern fremder Interessen absinken, wird die Schweiz immer schwächer. Und schliesslich zur tributpflichtigen Rechtskolonie.

# Haarsträubend virtuos



Max Verstappen, Asphalt Cowboy.

Talent ist unerklärlich, geheimnisvoll, aber immer auffallend. Als er in der Formel 1 auftauchte, chauffierte ihn praktischerweise seine ältere Freundin zur Rennstrecke, denn Mäxchen Verstappen besass noch keinen Fahrausweis. Er war gerade siebzehn Jahre und drei Tage alt. Bei seinem Debüt für den Red-Bull-Stall im GP von Spanien 2016 tanzte er das ganze Feld aus als Sieger mit achtzehn Jahren und 228 Tagen. Als seine neueste Flamme stellte er die Tochter eines Busunternehmers vor. «Mad Max» rettet als verrückter Asphalt-Cowboy (der Ex-Weltmeister Niki Lauda empfahl ihm den Psychiater) die Formel 1 vor ihrer hochtechnologischen Langeweile. «Zu jung für Zynismus und zu begeistert, um sich den Gummi schleifen zu lassen» (*The Guardian*), gibt Superman Max Gas als eine Art Rächer der autofahrenden Massen, die im Stau von São Paulo bis Peking aus ihrer Haut fahren möchten.

Der fliegende Holländer wohnt mittlerweile in Monte Carlo und kassiert 6,6 Millionen Euro Jahresgage. Von Geburt an atmete er Benzin ein, mit fünf sass er im Kart, das macht ihn wahrscheinlich so furchtlos. Er steuert zwar mit der Brechstange, aber immer haarsträubend virtuos. Mutter Sophie war Kart-Rennfahrerin, Papa Jos Verstappen bestritt als siegloser Pistenschreck 106 Grands Prix und vermarktet meisterhaft wie Leopold Mozart oder Jorge Messi das Genie des Sprösslings. Opa Frans, auch er einst Rennfahrer, wurde kürzlich bei Red Bull vorstellig und schwärzte Sohn Jos an, der einen «verderblichen Einfluss» auf Max ausübe. Er meinte nicht den provokativen, riskanten Fahrstil des Enkels, der in Austin vom 16. Startplatz auf Rang drei raste, aber wegen eines kühnen Kurvenmanövers nachträglich zu Unrecht vom Podest geholt wurde. Jos Verstappen hat eine brasilianische Geliebte, und deren Freundin ist die liebevollste Favoritin von Max.

Die Formel 1 berät verzweifelt, wie sie attraktiver werden könnte. Begrenzte Budgets, die mehr Chancengleichheit schaffen? Lärmigeres Motorengeheul? Leider lässt sich «Mad Max» nicht klonen. *Peter Hartmann*

## Doppelmoral

Von Alex Baur — Europa will gütig sein, die Drecksarbeit sollen gefälligst andere erledigen.

Natürlich tun einem die Immigranten leid, die nach der Schliessung der Mittelmeerroute in den libyschen Auffanglagern gestrandet sind. Viele haben sich in ihrer Heimat verschuldet für die gefährliche Reise – um nun mit leeren Händen wieder heimzukehren. Doch das Mitleid, das beim Treffen der «Kontaktgruppe zentrales Mittelmeer» diese Woche in Bern wieder mal grosszügig versprüht wurde, hilft Afrika herzlich wenig. Im Gegenteil, es dient der Beruhigung des eigenen Gewissens und soll über die Unfähigkeit Europas hinwegtäuschen, dem mörderischen Treiben selber ein Ende zu bereiten.

Weder die grosszügige Aufnahme von Frauen und Kindern, die Bundesrätin Simonetta Sommaruga predigt, noch legale Einwanderungswege werden den Migrationsdruck mildern. Im Gegenteil, jede Erleichterung zieht neue Zuwanderer an. Das ist in Anbetracht des wirtschaftlichen Gefälles menschlich nachvollziehbar, aber nicht nachhaltig. Die unkontrollierte Zuwanderung löst die Probleme im Süden nicht, und sie schafft neue Probleme im Norden. Geradezu grotesk ist der Vorwurf, internationale Rohstofffirmen wie Glencore seien am Elend in Afrika schuld. Langfristig ist ein wirtschaftliches Wachstum in den Entwicklungsländern das einzige Mittel, um die Menschen am Auswandern zu hindern. Und dabei spielen Multis wie Glencore – anders als die gutgemeinte, aber notorisch wirkungslose Entwicklungshilfe – eine Schlüsselrolle.

Gegen die illegale Migration hilft leider nur Härte: Grenzkontrollen, konsequente Rückschaffungen, strenge Asylpraxis. Doch Europa (die Schweiz inklusive) will sich gütig zeigen, mag sich die Hände nicht schmutzig machen. Das überlässt man andern. Erdogan lässt man murrend gewähren, solange er uns, gegen gutes Geld selbstverständlich, die Migranten vom Leib hält. Europa hat die libysche Küstenwache hochgerüstet, damit sie die Drecksarbeit übernimmt. Man geißelt die bösen Schlepper, doch den Hauptteil der Schlepperdienste auf dem Mittelmeer leisten unsere Grenzschützer und Hilfswerke, welche die illegalen Zuwanderer vor der libyschen Küste erwarten und damit die Anstrengungen der libyschen Küstenwache wieder unterwandern. Das humanitäre Antlitz von Europa ist so selbstgerecht wie verlogen.

## Der Souverän ins Cockpit

Von René Zeller — Die Schweizer Armee braucht zwingend neue Kampfjets. Darüber soll das Volk entscheiden. Immerhin geht es um das Sein oder Nichtsein der militärischen Landesverteidigung.

Bedächtigt schmiedet Bundesrat Guy Parmelin sein heissestes Eisen. Die Zukunft der Luftwaffe beschäftigt den Verteidigungsminister seit seinem Amtsantritt. Zu den Hypothesen, die er Anfang 2016 von seinem Amtsvorgänger Ueli Maurer geerbt hatte, gehörte Volkes Nein zur Beschaffung des schwedischen Kampfjets Gripen. Nach kaum drei Monaten im Amt groundete Parmelin seinerseits die Evaluation eines neuen bodengestützten Luftabwehrsystems (Bodluf). Er misstraute seinen Generälen. Dafür setzte er Expertengruppen ein, liess Berichte erstellen über die Zukunft der Luftwaffe, begutachtete parallel dazu den üppigen Wunschzettel der terrestrischen Truppen. Viel Zeit liess Parmelin verstreichen. In armeerfreundlichen Kreisen gilt er inzwischen als Zauderer.

Jetzt hat der Gesamtbundesrat – endlich – den finanziellen Rahmen abgesteckt. Maximal acht Milliarden Franken will er in eine Luftwaffe investieren, die diesen Namen verdient. Das ist nicht nur ein klares Bekenntnis zur Verteidigung der dritten Dimension, sondern darüber hinaus die Respektierung des Verfassungsauftrags, der eine glaubwürdige militärische Landesverteidigung verlangt. Wenn man bedenkt, dass sich der Bundesrat in den letzten Jahren einen Kleinkrieg mit dem Parlament um das Armeebudget geliefert hat, kommt der Acht-Milliarden-Franken-Beschluss einem echten Fortschritt gleich.

### Es gibt nur eine Antwort

Doch Parmelin ist immer noch bedächtig unterwegs. Über wie viele Kampfjet-Staffeln soll die Armee ab 2030 verfügen, wenn die in den 1990er Jahren beschafften F/A-18 an ihr Le-

bensende gelangt und die Tiger F-5 nur noch in Museen zu begutachten sind? Wann startet die Evaluation des Flugzeugtyps? Das und mehr bleibt vorerst offen. Kommt dazu: Parmelin wird noch einige Schlaufen fliegen, bis der Bundesrat entscheiden kann, ob der Souverän das letzte Wort haben soll oder nicht.

So komplex, wie sie zurzeit diskutiert wird, ist die Frage der direktdemokratischen Mitsprache allerdings nicht. Es gibt nur eine Antwort: Das Volk soll entscheiden. Weshalb?

Am 18. Mai 2014 haben die Stimmberechtigten nein gesagt zum Kauf von 22 Gripen-Kampfjets. Wenn jetzt der Bundesrat das Plebiszit von 2014 korrigieren will, dann wäre es demokratiepolitisch stossend, das Volk aussen vor zu lassen. Wer es anders sieht, wird sich unweigerlich dem Vorwurf aussetzen, das Volk zu fürchten. Angst ist ein schlechter Ratgeber.

### «Papierflieger», «Ikea-Bausatz»

Eine sinnvolle Vorgehensweise hat die politische Kampfjet-Begleitgruppe in ihrem Bericht von Ende Mai dieses Jahres vorgeschlagen. Das Parlamentsgesetz sieht vor, dass in wichtigen Fragen ein «Grundsatz- und Planungsbeschluss» verabschiedet werden kann. Will heissen: Guy Parmelin sollte in einem ersten Schritt klären, ob das Parlament die Luftwaffe gemäss dem vorgesehenen Kostenrahmen modernisieren will. Die Linke wird nicht zögern, im Verbund mit der Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) das Referendum zu ergreifen. Das wiederum ermöglicht dem Volk, sich prinzipiell für oder gegen den Fortbestand der Luftwaffe zu entscheiden.

Schon jetzt umschwirren Lobbyisten mehrerer Kampfjet-Anbieter das Bundeshaus wie die Motten das Licht. Sinnvollerweise wird das Volk zur Urne gerufen, bevor das Fingerhakeln der Rüstungsbranche entbrennt. Guy Parmelin würde sich auf diese Weise schlaflose Nächte ersparen. Die politischen Parteien ihrerseits wären gezwungen, Farbe zu bekennen. Nach diesem Szenario könnten sich die Armeegegner zur Linken nicht hinter Scheinargumenten («Papierflieger», «Ikea-Bausatz») verstecken.

Diesmal geht es um die Gretchenfrage: Soll die Armee ihren Luftraum künftig noch selber schützen oder nicht? Vor dieser Ausmarchung muss Guy Parmelin nicht bange sein.



Bundesrat Parmelin (r.), stv. Luftwaffenchef Bernhard Müller.

## Falsche Opfer

Von Katharina Fontana — Ob der Staat ein drittes Geschlecht anerkennen soll, darüber gehen die Meinungen auseinander. Klar ist: Nicht jede Ungleichbehandlung ist eine Diskriminierung.

Auch Richter spüren den Zeitgeist. Letzte Woche hat das deutsche Bundesverfassungsgericht entschieden, dass das Personenstandsrecht geändert werden muss, weil es neben dem Eintrag «männlich» oder «weiblich» keine dritte Möglichkeit vorsieht. Schon bisher war es in Deutschland zulässig, das Geschlecht im Geburtenregister nicht einzutragen, wenn sich ein Kind nicht einer der beiden Kategorien zuordnen liess. Diese Leerstelle, diese «fehlende Angabe» gefährdet aber nach Ansicht der Karlsruher Richter die selbstbestimmte Entwicklung intersexueller Menschen. Deshalb muss ihnen der Staat eine eigene positive Bezeichnung anbieten – zur Debatte stehen Ausdrücke wie «inter/divers» – oder auf den Geschlechtseintrag generell verzichten.

### Weitgehende Auswirkungen

Man könnte das Urteil als letztlich harmlosen Ausdruck überschüssiger Bürokratie abtun. Wenn es für die kleine Minderheit der Intersexuellen so bedeutsam ist, im Register nicht als geschlechtslose Wesen eingetragen zu sein, warum soll man ihnen dann eine eigene Bezeichnung missgönnen? Doch das Thema des dritten Geschlechts, das derzeit auch in der Schweiz für Diskussionen sorgt, reicht weit über das Deklaratorische hinaus.

Dass es neben Mann und Frau neu noch eine zusätzliche Kategorie geben soll, dieser Entscheid berührt zahlreiche Bereiche. Es geht um die Regelung des Alltags, unter anderem um die Schaffung von Gemeinschaftstoiletten in öffentlichen Gebäuden (auch wenn diese Forderung durch die tobende Sexismus-Debatte einen Dämpfer erlitten haben dürfte). Man wird über die Anpassung der Sprache reden und neue Bezeichnungen suchen müssen. Und es gilt namentlich zu klären, welche Folgen die Anerkennung eines dritten Geschlechts auf die Rechtsordnung und speziell auf das Familienrecht haben wird, dessen Welt aus Frauen und Männern besteht.

Man kann mit Fug die Meinung vertreten, dass man es mit dem Minderheitenschutz auf diese Weise langsam übertreibt. In einer liberalen Gesellschaft soll jeder Mensch frei von behördlichen Zwängen leben und lieben können, wie und wen er will. Dass der Staat sich nicht in private Belange einzumischen hat, heisst umgekehrt aber noch lange nicht, dass er auf jede noch so kleine Minderheit eingehen und sein Rechtssystem auf ihre Bedürfnisse ausrichten muss.



Frei von behördlichen Zwängen.

Wie so häufig dreht sich die Diskussion also nicht mehr darum, Freiheit vom Staat zu haben, sondern Ansprüche an ihn zu stellen. Regelmässig läuft dies unter dem Titel der Diskriminierung: Jede Ungleichbehandlung wird heutzutage rasch einmal als stossende Benachteiligung gezeisselt.

### Am Kern vorbei

Das mag zwar wirkungsvoll sein, es zielt aber am Kern der Sache vorbei. Rechtsgleichheit bedeutet nicht, alles über einen Kamm zu scheren, sondern «Gleiches gleich und Ungleiches ungleich» zu behandeln. Wenn der Staat unterschiedliche Lebensformen unterschiedlich regelt, begeht er damit keine Diskriminierung. Wenn er im Familienrecht auf die Verbindung von Mann und Frau abstellt, ebenfalls nicht.

Es gibt durchaus sachliche Gründe, dies zu tun, allen voran die Tatsache, dass es für die Zeugung eines Kindes nun einmal Mann und Frau braucht. Ob Änderungen angezeigt sind, etwa ein Adoptionsrecht für Homosexuelle oder für Intersexuelle, darüber wird in der Schweiz in den nächsten Jahren ausführlich zu diskutieren sein. Doch es geht zu weit, wenn sich jede Gruppierung als staatliches Diskriminierungsopfer inszeniert, nur weil sie nicht alle Wünsche erfüllt bekommt.

## Jammerfussballer

Von Philipp Gut — Ich pfeife gern – auch auf die Erziehung durch den Fussballverband.

Seit den Pfiffen gegen den Stürmer Haris Seferovic im Spiel gegen Nordirland am Sonntag in Basel ist die Aufregung gross. In den Zeitungen wird seitenlang darüber lamentiert, was das doch für unmögliche Zuschauer seien. Man spricht ihnen ab, «Fans» zu sein. Dem *Blick* war der Vorfall sogar eine Titelstory wert («Ein Spieler weint – das ist Wahnsinn»). «Die Pfiffe sind Ausdruck eines gesellschaftlichen Sittenzerfalls», dröhnt es.

Am Tag nach dem Spiel machten Trainer Vladimir Petkovic und Verbandspräsident Peter Gilliéron die Pfiffe an der Pressekonferenz zum grossen Thema. Als stünde dies im Zentrum und nicht die Qualifikation für die WM-Endrunde in Russland. Petkovic forderte vom Publikum bedingungslose Unterstützung «während neunzig Minuten». Und Verbandsboss Gilliéron sagte gar: «Die Zuschauer brauchen Erziehung.»

Ich gestehe: Ja, auch ich habe gepfiffen. Sogar zweimal. Wie bei anderen Fans, die sich auf ein gutes Fussballspiel und auf Tore gefreut haben, hörte meine Geduld nach der x-ten vergebenen Grosschance von Seferovic auf, als er kurz vor Schluss den Ball aus nächster Nähe in den Muttenser Nachthimmel droch.

Wer 60 oder 100 Franken für ein Fussballspiel bezahlt, erkaufte sich auch das Recht, zu applaudieren oder zu pfeifen. Wo sollte man denn pfeifen dürfen, wenn nicht auf dem Fussballplatz?

Sogar an Opernpremieren wird gepfiffen und gebuht. Adolf Guggenbühl, Autor des Klassikers «Der schweizerische Knigge», antwortete auf die Frage, ob man im Theater pfeifen dürfe: Man dürfe nicht nur, man solle! Das Niveau des Gezeigten erfordere dies oft geradezu.

Es ist löblich, dass sich Mitspieler wie Granit Xhaka und Yann Sommer vor ihren Kollegen stellen. Ihr Argument, die Zuschauer, die es besser zu können glaubten, sollten doch auf den Platz kommen und selber spielen, ist aber Unsinn. Ich muss kein Spitzenkoch sein, um zu merken, ob ein Gericht versalzen oder verbrannt ist. Wer so im Rampenlicht steht wie unsere Millionen verdienenden Fussballstars, der sollte mit Kritik auch in Form von Pfiffen umgehen können. Muss man deswegen gleich weinen? Der Schriftsteller Thomas Mann hat die Kritik als das antreibende, befeuernde Prinzip bezeichnet. Die Pfiffe von Basel sind Ausdruck eines Qualitätsanspruchs. Wir wollen die Schweizer Tore schiessen und siegen sehen.

## Genosse Auslaufmodell

Von René Zeller — Die Schweizer Sozialdemokraten widersetzen sich trotzig dem Gegenwind, der die Linke europaweit wegbläst. Aber Parteipräsident Christian Levrat ist von der Erfolgsspur abgekommen. Als Hoffnungsträger taugt er nicht mehr.



Erstaunlich leichtfüssig: SP-Präsident Levrat.

Die Schelte hallt nach. Christian Levrat sprach Mitte Oktober in Olten vom «Eigengoal des Jahrhunderts». Er massregelte so an der SP-Delegiertenversammlung die Jungsozialisten, aber auch Westschweizer Syndikalisten, welche das Referendum gegen die Rentenreform ergriffen hatten. Der geballte Frust, der sich nach dem Nein zur sozialpolitisch wichtigsten Vorlage der Legislatur in Levrats Brust aufgestaut hatte, musste heraus.

Ja, Christian Levrat ist frustriert. Beim wortgewaltigen Genossen läuft es nicht mehr rund. Nach den Wahlen 2015 schien der Freiburger

Ständerat unsicher, ob er als Parteipräsident abtreten sollte. Doch 2016 beendete er Spekulationen über einen Stabwechsel an der Spitze der SP. Er sei motiviert und gewillt, seine Partei in die Wahlen 2019 zu führen. Das unterstrich er in einem Interview mit der *Luzerner Zeitung* wie folgt: «Wir werden die Bürgerlichen nicht durchmarschieren lassen, wir kämpfen um jeden Millimeter.»

Die bürgerliche Konkurrenz ihrerseits setzte auf neue Köpfe. Bei der SVP trat Albert Rösti an Toni Brunners Stelle, Petra Gössi übernahm in der FDP das Zepter von Philipp Müller, Ger-

hard Pfister ersetzte in der CVP Christophe Darbellay. Somit avancierte Christian Levrat, dem seine Genossen im März 2008 das Amt des SP-Präsidenten übertragen hatten, zum Doyen in der präsidentialen Elefantenrunde.

In der SP beklagte sich niemand, dass Levrat 2016 auf der Kapitansbrücke verharrte. Der damals 46-jährige Vollblutpolitiker hat vieles für seine Partei erreicht. Der einstige Gewerkschafter, der sich nach seiner Wahl in den Nationalrat (2003) rasch als eine prägende Stimme auf der nationalen Bühne etabliert hatte, fädelt 2007 mit seinem Freiburger Copain Alain Berset die Abwahl Christoph Blochers ein. Die Bündnerin Eveline Widmer-Schlumpf übernahm fortan in den machttaktischen Spielzügen des passionierten Schachspielers Levrat die Rolle der willfähigen Königin.

### «Das sind nicht die zentralen Fragen»

Wie kein Zweiter kultivierte Christian Levrat die Kunst, Mehrheiten nach seinem Gusto zu zimmern. Der Mitte-links-Mechaniker beherrschte jahrelang das Spielfeld, er trieb der Ratsrechten regelmässig die Zornesröte ins Gesicht. Als sich im Wahljahr 2015 abzeichnete, dass es eng werden könnte für Eveline Widmer-Schlumpf, warnte er eindringlich vor einer Rückkehr der «Viererbande». Diesen historisch belasteten Begriff verwendete Levrat, um Stimmung zu machen gegen die Wahl von je zwei Bundesräten aus FDP und SVP. Guy Parmelin wurde trotzdem gewählt. Da waren es vier.

Den aus Levrats Optik bitteren Misserfolg federte die SP zunächst erstaunlich leichtfüssig ab. Sie meldete einerseits eine bärbeissige Opposition an, punktete im Parlament aber munter weiter: Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative sassen Levrat und Co. mit der FDP im Führerstand, die subventionistische Energiewende wurde vollzogen, die Unternehmenssteuerreform gebodigt, die Rentenreform mit Hilfe der CVP im Parlament gewerkschaftsfreundlich durchgeboxt.

Doch intern begann die SP mit Problemen zu ringen. Im April 2016 versenkten die Delegierten Christian Levrats Plan eines EWR 2.0. Gleichzeitig sprach sich die Basis für das Referendum gegen das Gesetz zur Überwachung des Fernmeldeverkehrs (Büpf) aus. Die Juso hatten Opposition gegen die Vorlage von Simonetta Sommaruga angemeldet. Der SP-Justizministerin half auch der Support des Parteipräsidenten nicht. Das analoge Szenario hatte sich zuvor beim neuen Nachrichtendienstgesetz ab-

gespielt. Der pragmatische Parteiflügel war chancenlos gegen die jungen Wilden, die mit dem Slogan «Nein zum Schnüffelstaat» unbedingt in den Referendumskampf ziehen wollten. Was will die SP? Will sie knallhart opponieren? Das wollen zumindest die Jungsozialisten, die mit ihren neosozialistischen Maximalforderungen die Mutterpartei vor sich her treiben. Doch Christian Levrat, der sich nach jugendlichen Schnupperjahren bei den Jungfreisinnigen als Gewerkschaftsfunktionär eine harte Haut zugelegt und zum knalligen Linken gemausert hat, will mehr als opponieren. Er will gewinnen.

Umso mehr schmerzte ihn das Nein des Stimmvolks zur Rentenreform. Am 24. September stand er gemeinsam mit seinem Freiburger Vertrauten Alain Berset im Regen. Seither profiliert sich Christian Levrat als schlechter Verlierer. Während sich die siegreiche Seite – SVP, FDP, Wirtschaftsverbände – bemüht, kein Triumphgeheul anzustimmen und den im Abstimmungskampf skizzierten Plan B zu konkretisieren, gibt sich Levrat betriebsblind («Die Bürgerlichen haben keinen Plan B»).

Will SP-Präsident Levrat so punkten? Eher läuft er Gefahr, 2019 wie die Schwesterparteien in den umliegenden Ländern abzuschiffen.

Kommt dazu, dass die Genossen zurzeit Hühnerhaufen spielen. Soll die Schweiz mit der Olympiakandidatur «Sion 2026» beweisen, dass sie einen internationalen Grossanlass zeitgemäss organisieren kann? In Levrats Partei liegen sich glühende Promotoren und erbitterte Gegner in den Haaren. Braucht die Schweiz noch eine Luftwaffe? In Levrats Partei herrscht sicherheitspolitisches Durcheinander. Soll die SP bei der dringlichen Reform der Altersvorsorge konstruktiv mitwirken oder oppositionellen Beton mischen? Man weiss es nicht. Dafür unterstützt Levrat die 99-Prozent-Initiative der Jungsozialisten, die eine rigorose Umver-

teilung von Kapitalerträgen anpeilt. Dies zum Ärger des sozialdemokratischen Reformgruppchens um Daniel Jositsch, Pascale Bruderer und Co., das sich keine weiteren klassenkämpferischen Eigentore der Juso wünscht.

Wenn eine Partei sachpolitisch zerfleddert, gerät der Präsident zwangsläufig unter Rechtfertigungsdruck. Levrat, ein zweifellos blitzgescheiter und mit allen Wassern gewaschener Berufspolitiker, ist seit dem Nein zur Rentenreform nicht mehr der trittsichere Debattierer, der jahrelang jede kritische Frage als Chance für einen fulminanten Gegenangriff genutzt hat. Un-

### Wenn eine Partei sachpolitisch zerfleddert, gerät der Präsident unter Rechtfertigungsdruck.

längst machte er im Gespräch mit «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz eine schlechte Figur. Will die SP die Armee abschaffen, wie es im Parteiprogramm nachzulesen ist? Will sie den Kapitalismus überwinden? «Das sind nicht die zentralen Fragen», antwortete Levrat stereotyp. Das ist ein kümmerliches Argumentarium.

Immerhin antwortete er klarer auf die Frage, ob er seine Partei 2019 in die Wahlen führen werde. Ja, er habe unverändert sehr viel Freude an seinem präsidentialen Amt, und es gebe noch viel zu tun.

In Freiburg hat die grüne Staatsrätin Marie Garnier ihren Rücktritt angemeldet. Prompt ist Levrat als möglicher Kandidat für das Regierungsamt in den Fokus gerückt. Prinzipiell wäre das kein undenkbarer Karriereschritt, zumal sich der 47-jährige Familienvater nach 14-jähriger Tätigkeit im Bundesparlament mit einem Regierungsamt finanziell absichern könnte. Freiburg wäre auch insofern eine näherliegende Option als das Bundesratszimmer, weil dort Alain Berset noch einige Zeit ausharren dürfte.

Handkehrum würde Levrat seine Partei brüskieren, wenn er mitten in der Legislaturperiode als Präsident demissionierte. Das käme einem Eingeständnis gleich, dass ihn die parteiinternen Kontroversen, das Trommelfeuer der Juso, die neue Konstellation im Parlament und das veränderte Machtgefüge im Bundesrat weichgeklopft haben. Levrat war für eine Stellungnahme in dieser Sache bis Redaktionsschluss nicht verfügbar.

### Möglicher Nachfolger

Womöglich hat Christian Levrat seinen Zenit auf Bundesebene überschritten. So unbestritten seine polittaktische Auffassungsgabe, sein Gespür für heilige und unheilige Allianzen auch ist: Ein Hoffnungsträger mit dem visionären Blick für die künftigen Herausforderungen ist er ebenso wenig wie in Deutschland der langjährige parlamentarische Technokrat Martin Schulz.

Die Schweizer Genossen stehen über kurz oder lang vor personellen Weichenstellungen. Als möglicher Nachfolger gesetzt ist der 31-jährige Nationalrat Cédric Wermuth. Der Co-Präsident der SP Aargau ist voller Tatendrang, soeben hat er in seinem Blog hundert Gründe aufgelistet, weshalb es hundert Jahre nach der russischen Revolution immer noch richtig sei, am Sozialismus festzuhalten.

Vielleicht drängen Sozialdemokratinnen darauf, dass zum zweiten Mal nach Ursula Koch eine Frau an die SP-Spitze gewählt wird. Die Zürcherin Jacqueline Badran zielt sich allerdings, Parteiämter zu übernehmen, die Aargauerin Pascale Bruderer möchte lieber Bundesrätin werden. Die St. Galler Nationalrätin Barbara Gysi wäre als Mitglied des SP-Präsidiums gut positioniert. Und Juso-Präsidentin Tamara Funicello wäre insofern prädestiniert, als sie mit ihrem marxistischen Ideenmix das Gros der sozialdemokratischen Basis hinter sich wüsste. ○

**Die Aprikose reift nicht weit vom Dorf.**

Der passionierte Obstbauer Heinrich Fux ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine herrlich süssen Aprikosen reifen direkt im Dorf unter der warmen Walliser Sonne und sind im Volg Agarn (VS) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg  
frisch und fründlich

Volg. Im Dorf daheim.  
In Agarn zuhause.

FEINS VOM DORF

© wassilios / BHT/2017

brandinghouse

## Personenkontrolle

**Schneider-Ammann, Bigler, Blancpain, Berset, Parmelin, Schnetzer, Bruhin, Stettbacher, Cassis, Keller-Sutter, Wolff, Studer, Robben, Neuer, Sforza, Sutter, Shaqiri**

**Johann Schneider-Ammann** (FDP), empfindsamer Geist, nimmt sachliche Kritik des Schweizerischen Gewerbeverbands (SGV) von **Hans-Ulrich Bigler** (ebenfalls FDP) äusserst persönlich. Schneider-Ammanns Volkswirtschaftsdepartement will Arbeitnehmer in Kurse schicken, in denen sie neben Grundkenntnissen in Informatik «Lesen, Schreiben» und «mündliche Ausdrucksfähigkeit in einer Alltagssprache» erlernen sollen. Für Bigler ist dies «nicht das Niveau der Kompetenzen, mit denen die Herausforderungen der Digitalisierung angegangen werden können», wie er in einer Medienmitteilung schreibt. Die Retourkutsche kam prompt. Schneider-Ammanns Kommunikationschef **Noé Blancpain** schmettete eine Interviewanfrage der SGV-Sendung «Fokus KMU» ab. «Nach der Medienmitteilung» komme für seinen Chef «derzeit das untenstehend angefragte Interview nicht in Frage». Vorschlag zur Güte: Der Volkswirtschaftsminister belegt zuerst einen Kurs in Kritikfähigkeit, bevor er die Schweiz das Schreiben lehrt. (fsc)

**Alain Berset**, Kopffäger, wildert in dieser Funktion im Departement von Bundesratskollege **Guy Parmelin** (SVP). Auf der Suche nach einem geeigneten Nachfolger für den langjährigen Direktor des Schweizerischen Heilmittelinstituts Swissmedic, **Jürg H. Schnetzer**, ist Berset nun fündig geworden. Der SP-Bundesrat hat **Raimund Bruhin** designiert, Stellvertreter des Oberfeldarztes der Armee. Der gelernte Mediziner fungierte nach der inzwischen als Fehler bezeichneten Suspendierung von Oberfeldarzt **Andreas Stettbacher** durch Bundesrat Parmelin als Oberfeldarzt der Armee ad interim. Mittlerweile ist Stettbacher rehabilitiert und seit dem 1. Oktober in seine alte Funktion zurückgekehrt. Worauf sich nun Stellvertreter Bruhin von Berset für den Job als Direktor Swissmedic abwerben liess. (hmo)

**Ignazio Cassis**, Novize, hat seinen ersten öffentlichen Auftritt als Bundesrat im Toggenburg absolviert. Vor seinen dort ansässigen freisinnigen Parteifreunden sang er ein Loblied auf die Randregionen, zudem outete er sich als Tifoso der Ostschweiz im Allgemeinen und der St. Galler Ständerätin **Karin Keller-Sutter** im Speziellen. Hinsichtlich der Rand-



*Tifoso der Ostschweiz:* FDP-Bundesrat Cassis.



*Transparenz: niemals!* Polizeivorsteher Wolff.



*Jagdsaison:* SP-Bundesrat Berset.



*Star im Biergarten:* Schachtalent Studer.



*Retourkutsche:* Schneider-Ammann (FDP).

regionen weiss Cassis allerdings zu differenzieren. Im Interview mit dem *St. Galler Tagblatt* schoss der Tessiner ein Giftpfeilchen in jenen Landesteil ab, der ihm die Wahl in den Bundesrat hatte vermiesen wollen: «Wenn die Romands Stimmen brauchen, dann kommen sie auf die Tessiner zu. Umgekehrt spielt diese Solidarität manchmal weniger.» So viel zur Solidarität unter Lateinern. (rz)

**Richard Wolff**, Freund und Helfer, setzt die vielbeachtete Frontalattacke gegen seine vermeintlichen Verbündeten von der SP unbeirrt fort. Der linksalternative Polizeivorsteher der Stadt Zürich ist in seinen bisherigen Wahlkämpfen von den Sozialdemokraten protegiert worden. Trotzdem will Wolff Polizeinachrichten möglichst intransparent gestalten (Nationalität von Tätern verschleiern, Alter von Verkehrssündern kaschieren). Das ist Gift für die Transparenz-Initiative, mit der die SP auf nationaler Ebene politische Dunkelkammern ausleuchten will. In einschlägigen Kreisen wird der irrlichternde Freund und Helfer von Tätern und Delinquenten bereits als Co-Präsident des

Komitees «SP-Transparenz-Initiative: niemals!» gehandelt. (rz)

**Noé Studer**, 21, Bayern-Star, bewegt sich seit letzter Woche auf einer Stufe mit Fussballgrössen wie **Arjen Robben** und **Manuel Neuer**. Der Berner Schachprofi spielt nämlich für Bayern München. Genauer: für die Schachsektion des Fussball-Champions. Studer, der im April als jüngster Schweizer der Geschichte die Grossmeisternorm erfüllte, fiebert dem ersten Zug in der Bundesliga entgegen. Er gehört damit zu einem exklusiven Kreis: Von seinen Fussball spielenden Landsleuten schafften erst drei den Sprung ins Bayern-Team: **Ciriaco Sforza**, **Alain Sutter** und **Xherdan Shaqiri**. Letzterer war in München eher ein Hinterbänkler, jubelte aber für die Fotografen immer in der ersten Reihe. Dies dürfte bei Studer kaum der Fall sein. Erstens zählen die Bayern im Schach zu den Abstiegskandidaten, und zweitens findet Studers Debüt im medialen Schatten statt. Schauplatz ist nicht die Allianz-Arena, sondern der «Biergarten Waldheim» im Stadtbezirk Hadern. (tre)

## Nachruf

**David Poisson (1982–2017)** — Aufgrund seiner Postur war er eher zum Rugbyspieler als zum Skirennfahrer prädestiniert: David Poisson – nur 172 cm gross, gedrungen, 88 kg schwer – hatte Kraft wie ein junger Stier. Schon im Juniorenalter machte der Franzose aus der Region Annecy bei Genf mit seinem angriffigen Stil von sich reden. Es könne nur eine Frage der Zeit sein, bis er sein erstes Rennen gewinne, hiess es im französischen Team.

Doch Poisson bezahlte für seine forsche Art. Oft stürzte er spektakulär, immer wieder wurde er von Verletzungen gebremst. Gleichwohl gab er mit seiner Unnachgiebigkeit und seinem grossen Herzen im französischen Team als Integrationsfigur für die jüngeren Kollegen. Seine eigene Karriere aber drohte zu einem unvollendeten Kapitel in der Skigeschichte zu werden – bis er im Februar 2013 an der WM in Schladming überraschend Bronzemedaille gewann. Der gesamte Skizirkus freute sich damals mit Poisson. «Alle erklären mir, dass ich diese Medaille verdiene – doch alle anderen hätten sie ebenfalls verdient», sagte er gerührt.



«Stille Kraft»: Skistar Poisson.

Im Dezember 2015 wurde er in der Abfahrt von Santa Caterina Dritter. Es war seine einzige Podest-Klassierung im Weltcup – und ein karger Lohn für den leidenschaftlichen Sportler. Doch Poisson, den die Teamkollegen in Anlehnung

an eine Comicfigur «Kaillou» nannten, kämpfte weiter. Die Olympischen Spiele in Südkorea im kommenden Februar waren das grosse Ziel des 35-Jährigen. Anlauf holte er in diesen Wochen auf den Pisten im kanadischen Nakiska. Es sind die Wochen, in denen deren die Weichen für den Winter gestellt werden, aber auch die Tage, in denen das Risiko am grössten ist. Die österreichische Trainerlegende Karl Fehsner sagt: «Jeder Betreuer ist froh, wenn das Sommer- und Herbsttraining vorbei ist. Denn auf den Trainingspisten sind nie dieselben Sicherheitsstandards garantiert wie im Weltcup.»

Für David Poisson kommt diese Einsicht zu spät. Am Montag kollidierte er in voller Fahrt mit einem Baum – und war sofort tot. «Du warst die stille Kraft und das Lächeln unserer Gruppe – die Verlässlichkeit und Aufrichtigkeit in Person», schreibt Teamkollege Thomas Mermillod Blondin in den sozialen Medien, «du warst unser Freund.» David Poisson, dessen Vater vor zwei Wochen den Kampf gegen den Krebs verloren hatte, hinterlässt einen anderthalbjährigen Sohn. *Thomas Renggli*

# EU – Schweiz?

Es referieren (mit anschliessender Diskussion):

Nationalrat

**Lukas Reimann**

«Wem gehört die Schweiz?»

Nationalrat und Verleger

**Roger Köppel**

«Wir lassen uns weder einrahmen noch einlullen!»

**Samstag, 25. November 2017, 10.00 bis 12.30 Uhr**

**Türöffnung 9.30 Uhr, Sorell Hotel Aarauerhof, Bahnhofplatz 2, Aarau**

Das Sorell Hotel Aarauerhof liegt in Aarau, zentral und direkt beim Bahnhof.

Sie reisen mit dem Zug und gelangen in wenigen Minuten zum Hotel. Eintritt frei.

Naher Osten

## Der Reforminator

Von Pierre Heumann — Weg vom Öl, Entmachtung der Fanatiker, freie Fahrt für Frauen:  
Wie Mohammed bin Salman sein Wüstenreich in die Moderne hebeln will.  
Eine Reportage aus Saudi-Arabien.



«Unser Robin Hood»: Kronprinz Mohammed bin Salman.

Gleich bei der Landung auf dem internationalen Flughafen von Riad wird klar: Saudi-Arabien, das einst verschlafene Königreich, ist nicht mehr. Aufregung ist mit Händen zu greifen. Eine Stunde vor unserem Anflug hatte die saudische Luftabwehr eine Scud-Rakete aus dem benachbarten Jemen abgefangen, bevor sie in ein Terminal einschlagen konnte. Am Morgen darauf wurden weitere Erschütterungen bekannt – diesmal politischer Natur. Spitzenfunktionäre der saudischen Elite waren über Nacht verhaftet worden. Kronprinz Mohammed bin Salman, der neue starke Mann im Königreich, wirft ihnen Korruption vor.

MbS, wie der eminente Kronprinz spitz genannt wird, ist kein Mann des Zauderns. Den wichtigsten arabischen Staat, der bisher von hochbetagten Monarchen regiert worden ist, prägt er nach seinen modernen Vorstellungen – gegen den Widerstand der bisherigen Profiteure. Der 32-jährige Schnellaufsteiger will mit Saudi-Arabien das benachbarte Dubai übertrumpfen. Noch grösser und viel fantastischer soll es werden, sein neues Wüstenreich.

Wer die Emirate und Saudi-Arabien miteinander vergleicht, kann ermessen, wie weit der Weg für die Saudis sein wird. Der Kronprinz lässt sich dadurch aber nicht beirren. «Er hat einen eisernen Willen», erzählt man sich über ihn. Der König hat MbS mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, damit er das stockkonservative Land ins 21. Jahrhundert katapultiere. Was riskant ist. Denn er muss sich mit Religionsfanatikern und der Elite anlegen, die nichts mehr fürchten als Veränderungen.

### Neues Klima

Während das Regime bisher auf die einflussreichsten Mitglieder der königlichen Familie gesetzt hatte, sucht Mohammed bin Salman die Zustimmung der Jugend. Bei ihr hat er inzwischen Kultstatus, vor allem, seit er die Teile jener Elite festsetzen liess, die sich über alle Massen im Ölreich selbst bedient hat. Weil er Reichen und Mächtigen keinen Respekt zollt, nennen ihn viele Teenager und Studenten «unseren Robin Hood». Endlich würde für alle das gleiche Recht gelten, schwärmen die Jungen, die den Grossteil der Bevölkerung ausmachen. «Dank dem Kronprinzen sehen wir wieder eine Chance für unser Land», meint ein 25-jähriger Kleinunternehmer.

Was ihnen denn an den Veränderungen so gefalle, frage ich einen Studenten. Spontan nennt er die Imbisswagen, die in den meisten Millionenstädten der Welt zum urbanen Alltag gehören. Jetzt seien sie auch hier, in der Hauptstadt Saudi-Arabiens, angekommen. Er betrachtet sie als Symbol für die zahlreichen Umwälzungen, die derzeit das Wüstenreich in atemraubendem Tempo erfassen. Bei diesen *food trucks* in Riad dürfen Männer und Frauen gemeinsam auf ihren Burger oder ihr Sushi warten, auch wenn sie keinen Trauschein

haben. Bis vor kurzem wäre das als Verstoss gegen die guten Sitten geahndet worden, hätte die Religionspolizei eingegriffen, um der «Sünde» ein Ende zu setzen. Doch im vergangenen Jahr hat der Kronprinz die Kompetenzen der Sittenwächter massiv reduziert. Er hat sie im Innenministerium integriert, um sie dem Einfluss der religiösen Fanatiker zu entziehen.

Saudi-Arabien laboriert an seiner Identität. Der Imbisswagen ist nur eine von vielen Neuheiten, die sich Schlag auf Schlag folgen. Im nächsten Jahr sollen Frauen Sportstadien besuchen dürfen, aus denen sie bisher verbannt waren, es sollen Kinos eröffnet werden, die seit mehr als drei Jahrzehnten verboten sind. Im Sommer 2018 wird das Fahrverbot für Frauen aufgehoben. In der Küstenstadt Dschidda, schon immer ein wenig fortschrittlicher als der Rest des Landes, werden bereits Fahrerinnen für den öffentlichen Verkehr gesucht, um sie in den nächsten Monaten auf ihren neuen Job vorzubereiten. Zwei Universitäten haben angekündigt, sie würden Fahrkurse für Ladys anbieten, zudem sollen sie auch mit Themen wie dem Unterhalt und der Reparatur von Fahrzeugen vertraut gemacht werden. Opernaufführungen, einst undenkbar, sind jetzt erlaubt. Im September war die Blue Man Group

---

### Ohne Rückgriff auf die weibliche Arbeitskraft ist die Vision zum Scheitern verurteilt.

---

zu Gast, eine Truppe, die Musik und Clownerie kombiniert und das Publikum oftmals in die Show einbezieht. Im Mai, parallel zum Besuch von US-Präsident Donald Trump, hatte der amerikanische Rockstar Toby Keith seinen Auftritt im Wüstenreich. Er sang übers Biertrinken und über die Kunst der Anmache – beides Tabuthemen im Land, wo Alkohol auch in Fünfsternehotels nicht zu haben ist und sich Frauen nur mit der Abaya – einem Überkleid, das über der normalen Kleidung getragen wird – und Kopftuch in der Öffentlichkeit zeigen dürfen. An der Unabhängigkeitsfeier tanzten Männer und Frauen auf der Strasse zu lauter Musik – «eine solche Ausgelassenheit habe ich hier noch nie gesehen», erinnert sich ein saudischer Student.

Das neue Klima kommt nicht von ungefähr. Die traditionelle Einnahmequelle, die Erdölförderung, die mehr als 80 Prozent des Staatshaushaltes bestreitet, spült nicht mehr genügend Geld in die Kassen, weil die Ölnotierungen tief gefallen sind. Deshalb muss Saudi-Arabien seine Wirtschaft von Grund auf erneuern und lukrative Geschäftszweige suchen. Die vom Kronprinzen initiierte Saudi Vision 2030 sieht unter anderem eine massive Zunahme der eigenen Rüstungsproduktion, mehr Touristen sowie Megaprojekte vor. Um das zu finanzieren,

soll das Kronjuwel des Königreichs, die Ölfirma Saudi Aramco, teilweise an der Börse kotiert werden. Neulich lud der Kronprinz Exponenten der internationalen Finanzwelt nach Riad ein. An der Konferenz Future Investment Initiative präsentierte er ihnen während dreier Tage sein Programm und bat sie um Mithilfe bei der Umsetzung seiner Vision.

Zusätzlich sollen erstmals auch die Bürger ihren Beitrag leisten. Im nächsten Jahr werden die Mehrwertsteuer eingeführt, die Energie-subsidien gestrichen und neu beim Arbeitgeber für ausländische Arbeiter Steuern erhoben, um den Anreiz zu erhöhen, saudische Bürger anzustellen.

### Absoluter Herrscher

Als der Kronprinz vor etwas mehr als zwei Jahren seine Vorstellungen vom künftigen Gesicht Saudi-Arabiens erstmals öffentlich vorstellte, war Hatoon al-Fassi, eine saudische Historikerin, die gesellschaftliche Entwicklungen erforscht, zunächst skeptisch. «In der Saudi Vision 2030 fand ich nichts von Frauenrechten», sagt sie mir in ihrer Villa in einem Vorort von Riad, während eine philippinische Bedienstete Tee und Gebäck aufischt. Doch jetzt sei sie glücklich, sich getäuscht zu haben. Denn der Anteil berufstätiger Frauen soll laut Plan von 17 auf 30 Prozent gesteigert werden.

Für die Ausarbeitung der Saudi Vision 2030 hat MbS Berater von McKinsey und der Boston Consulting Group ins Land geholt. Der Plan für die Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft ist so ehrgeizig, dass er vielen anfänglich nicht realistisch erschien, erinnert sich ein Journalist, der bei der ersten Präsentation des neuen Saudi-Arabien dabei war. Auf seine Frage, ob das mit dem jetzigen Apparat realisierbar sei, habe der Prinz sinngemäss geantwortet: «Falls die Beamten beim Umbau des Landes nicht mithelfen, wechsle ich sie aus.»

MbS zwingt die verkrustete saudische Gesellschaft zu einem «sozialen Experiment», sagt mir Khalid Alkhudair, 33-jähriger Chef einer Jobvermittlungsfirma für Frauen. An der Wand neben der Eingangstüre steht in grossen Lettern: «There is no gender in success», frei übersetzt: Das Geschlecht spielt beim Erfolg keine Rolle. Alkhudair, der in Kanada studiert hat, will saudischen Frauen helfen, ihre Chancen im neuen Umfeld wahrzunehmen. Er ist überzeugt: Ohne Rückgriff auf die weibliche Arbeitskraft ist die Vision zum Scheitern verurteilt. Derzeit liege über die Hälfte des Potenzials brach. In den letzten zehn Jahren hätten mehr Frauen als Männer einen akademischen Grad erworben, sagt er: «Die sollen ihre Fähigkeiten jetzt einsetzen dürfen.» Zu den grossen Vorbildern gehören drei Powerfrauen, die in diesem Jahr Chefpositionen erhielten: Sarah al-Suhaimi, die die Börse leitet. Rania Nashar, die Chefin der Samba Financial Group. Und



*Eiserne Faust:* König Salman (r.) mit Saad Hariri.

Latifa al-Sabhan, die als Finanzchefin der Arab National Bank fungiert.

Viele fragen sich, ob MbS das Zeug habe, um das Land in die Moderne zu führen. Skeptisch sind sie nicht nur wegen seines jugendlichen Alters und seiner mangelnden Führungserfahrung. Anders als viele Elite-Kids seiner Generation wurde er nicht im Westen ausgebildet, sondern an einer Universität in Saudi-Arabien. Auch Armeeerfahrung kann der studierte Jurist nicht vorweisen.

Aber keiner zweifelt an seinem Ehrgeiz und an seiner Entschlossenheit, seine Ziele umzusetzen. Systematisch und ohne Rücksicht auf Verluste baut er, mit der uneingeschränkten Autorität seines Vaters im Rücken, seine Macht aus und eliminiert seine Konkurrenten. Er wirft das saudische Prinzip über Bord, gemäss dem der Herrscher alle wichtigen Entscheide im Konsens mit den führenden Mitgliedern der königlichen Familie fällt. MbS will von Kompromissen nichts wissen. Er versteht sich als absoluter Herrscher. Mit seiner Vorliebe für Konfrontation ist er völlig unarabisch.

Seinen Aufstieg an die Spitze des wichtigsten arabischen Landes verdankt er der Tatsache, dass er der Lieblingssohn des 82-jährigen Königs Salman ibn Abd al-Asis ist. Bevor Salman im Januar 2015 den Thron bestieg, war er Gouverneur von Riad. Mohammed begleitete ihn dabei als Berater und war seine rechte Hand. Dadurch entstand ein Vertrauensverhältnis, das dazu führte, dass der Vater Mohammed den älteren Söhnen vorzog.

Enge Vertraute bezeichnen den Kronprinzen als Workaholic – was im Land der verwöhnten Prinzen ein seltenes Attribut ist. Die andere Eigenschaft, die dem Kronprinzen zugeschrieben wird – Machthunger –, ist am Hof weniger aussergewöhnlich. Die weitreichen-



*Vorbild:* Bank-Chefin Rania Nashar.

den Vollmachten nutzt er auch aussenpolitisch aus, um das Königreich neu zu positionieren. Seit er am Ruder ist, ist das Königreich kein schlafender Riese mehr, sondern trumpft als selbstbewusster Akteur auf. Was auch Risiken birgt. Kürzlich zitierte das Aussenministerium Diplomaten zu sich, um sie über die saudische Sicht des jüngsten Angriffs durch eine Scud-Rakete zu informieren, die Anfang November – wie eingangs erwähnt – vom Jemen aus auf die Hauptstadt abgefeuert worden war. Es habe sich dabei um eine iranische Rakete gehandelt, wurden die Diplomaten informiert. Die Iraner würden die schiitischen Huthi-Rebellen ausbilden und als Stellvertre-

## Die Iran-Politik Saudi-Arabiens ist mit derjenigen Israels weitgehend deckungsgleich.

ter benutzen, um gegen Saudi-Arabien vorzugehen. «Wir werden darauf reagieren», drohte der Beamte im Aussenministerium.

Im Westen erntet MbS Kritik wegen seines harten Vorgehens gegen die Huthis, das im Jemen zu einer humanitären Not geführt hat. Die saudische Bevölkerung unterstützt hingegen die Politik der eisernen Faust, wie ein Blick auf die sozialen Medien ergibt. Ebenfalls positiv bewertet wird, dass Libanons Premier Saad Hariri von Riad aus live seinen Rücktritt als libanesischer Premier verkündet hat. Seither hält er sich in Saudi-Arabien auf – ob unter Hausarrest oder als freier Mann, weiss derzeit niemand. Klar ist lediglich, dass sein Privatflugzeug von Riad nach Beirut zurückgeflogen ist, und zwar ohne Eigentümer an Bord.

Wer saudische Blätter liest, welche die Sicht des Regimes treu reflektieren, stellt Interes-

santes fest. Die Iran-Politik Saudi-Arabiens ist mit derjenigen Israels weitgehend deckungsgleich. Beide halten Teheran für das zentrale Übel in der Region. Beide werfen der Islamischen Republik vor, in Syrien, im Libanon oder im Jemen Statthalter einzusetzen, die die Stabilität des Mittleren Ostens gefährden.

In Riad sind gutinformierte Gesprächspartner überzeugt, dass es zwischen Israel und Saudi-Arabien eine sicherheitspolitische Zusammenarbeit gibt. Obwohl sich die beiden Staaten diplomatisch nicht anerkennen, traf sich der saudische Ex-General Anwar Eshki vor einem Jahr in Jerusalem mit israelischen Parlamentariern, um für die saudische Friedensinitiative zu werben, die in Palästina eine Zwei-Staaten-Lösung vorsieht. Laut westlichen Rüstungsexperten in Riad hätten sich zudem saudische Offiziere in Israel das Raketenabwehrsystem «Iron Dome» angesehen. Auch die beiden Geheimdienste sollen miteinander kooperieren, sagen Beobachter in Riad und bestätigen damit ähnlich lautende Meldungen in der israelischen Presse. Zum freundlicheren Klima zwischen Riad und Jerusalem hat auch der Besuch von US-Präsident Donald Trump beigetragen. Die Saudis sind froh, in Trump wieder einen Mann im Weissen Haus zu wissen, der ihre Interessen besser versteht als seinerzeit Barack Obama.

### «Wer kommt als Nächster dran?»

Nicht jedes aussenpolitische Manöver führt MbS mit geschickter Hand. Der von ihm eingeleitete Boykott Katars beispielsweise hat absurde Züge. Dieser geht so weit, dass in Riad der Zugriff zur Website des von Katar finanzierten Senders Al-Dschasira mit dem Argu-



*Interessen verstehen:* Prinz Mohammed mit

ment verweigert wird, «dass er die Vorschriften des saudischen Informationsministeriums verletzt». Wer sich die Site von Riad aus dennoch ansehen will, muss ein offizielles Gesuch ans Ministerium schicken.

Um so erfolgreicher ist seine Innenpolitik. Anfang November liess MbS Prinzen, Minister und Milliardäre festnehmen, denen er Korruption, Geldwäsche oder Begünstigungen vorwirft. Festgesetzt wurden die Erlauchten freilich nicht im kargen Rattenloch, sondern an bester Adresse im mondänen Hotel «Ritz-Carlton». Ein Augenschein bestätigt: Die Zufahrten zum palastähnlichen Prunkbau am Rande der City sind für andere «Gäste» hermetisch abgeriegelt. Im Edelfängnis sitzt auch der vermögendste Geschäftsmann des Königreiches, Prinz al-Walid bin Talal, ein und die Crème de la Crème der saudischen Elite.

Viele behaupten, dass die «Korruptions»-Vorwürfe des Kronprinzen nur ein Vorwand gewesen seien, um seine Gegner kaltzustellen. Sicher ist indes: MbS macht Ernst. Bereits im Mai hatte er in einem Fernsehinterview gedroht, rücksichtslos gegen «die Korrupten» vorzugehen. Er werde alle zur Rechenschaft ziehen – «egal, ob Prinz oder Minister».

Insgesamt hoffe die Regierung, mit dieser Massnahme «mindestens» 100 Milliarden Dollar zurückzuholen, die von den Beschuldigten angeblich dem Staat gestohlen wurden. «Milliarden wurden verschwendet», empört sich ein hoher Beamter im Informationsministerium. Er habe dafür kein Verständnis: Man wisse doch, dass Allah nach dem Tode gutes Verhalten belohne und schlechte Taten bestrafe. Davon sei auch der König nicht ausgeschlossen. Während er auf sein Amtstelefon zeigt,



Präsident Trump, März 2017.

meint er treuherzig: «Ich würde von hier aus nicht mal meine Frau anrufen, um den Staat nicht zu schädigen.»

Während das Regime bisher auf die Macht der Mitglieder seiner Clans gesetzt hatte, sucht MbS die Zustimmung der Jugend. Bei ihnen hat er denn auch Kultstatus. Dass der Kronprinz nicht gerade bescheiden lebt, wird kaum kritisiert, zumindest nicht in der Öffentlichkeit. So zirkuliert in Riad das Gerücht, Mohammed bin Salman habe sich einmal während seiner Ferien in Frankreich spontan für den Kauf einer Yacht entschlossen, die eine halbe Milliarde Dollar gekostet habe.

## Das Fürchten gelehrt wurde auch den wahhabitischen Geistlichen.

Aus dem Palast gab es kein Dementi, selbst nachdem die *New York Times* darüber berichtet hatte.

Bei den Royals und der Elite geht aber die Angst um: «Wer kommt als Nächster dran?» Die neuen Unsicherheiten würden ausländische Investoren abschrecken, so ein Vermögensverwalter.

Das Fürchten gelehrt wurde auch den wahhabitischen Geistlichen, die bisher zu den tragenden Pfeilern der königlichen Macht gehört hatten. Viele sind hinter Schloss und Riegel. Auch der besonders radikale Prediger Mohammed al-Arifi musste ins Gefängnis. Er hatte sich für den Heiligen Krieg gegen die Ungläubigen ausgesprochen und war beim Islamischen Staat beliebt. MbS hat ihn allerdings schnell wieder freigelassen – ein geschickter Schachzug, um die Sorgen der Theokraten zu dämpfen, dass MbS gegen den Islam eingestellt sei.

Was die prominente Stellung des Religiösen im Alltag betrifft, ist viel beim Alten geblieben. Zu Gebetszeiten schliessen Geschäfte und Restaurants, und es dominieren Lokale, in denen «Singles» (also Männer) und «Families» (verheiratete Paare) in getrennten Sälen sitzen müssen. Banken oder Verwaltungsgebäude haben nach wie vor einen separaten Fraueneingang. Arbeitsplätze sind nach Geschlecht getrennt. Und wenn ein neuer Arbeitsplatz für Frauen geschaffen wird, darf der Ehemann, der Bruder oder der Vater als Vormund prüfen, ob die neue Umgebung für Frauen schicklich ist. Fällt die Antwort negativ aus, kann der Frau die Arbeit am neuen Ort verboten werden.

Viele rigorose islamische Regeln gelten weiterhin. So ist auch in den besten Hotels kein Alkohol zu haben. Auf der Getränkekarte eines mittelgrossen Etablissements fällt mir zwar ein «saudischer Champagner» auf. Dieser entpuppt sich dann aber als Apfelsaft mit Seven-Up, Orangen- und Apfelschnitzen so-

wie Pfefferminzblättern. Selbst europäische Fluggesellschaften halten sich strikt ans saudische Alkoholverbot. Bier oder Wein gibt es erst, wenn die Maschine den saudischen Luftraum verlassen hat.

## Die Moderne ins Land holen

Solche Vorschriften muten an wie Petitesse, gemessen an dem Vorhaben, das der Kronprinz hegt.

Nachdem das Königreich während Jahrzehnten den rigiden Wahhabismus als einzig richtigen Weg gepriesen hat, distanziert sich MbS davon. Die strenge Ideologie der Wahhabitenden, die in den vergangenen Jahrzehnten durchgesetzt wurde, entspreche nicht dem wahren Charakter der saudischen Kultur, sagte er neulich an der internationalen Investorenkonferenz Future Investment Initiative. Die wahhabitische Lebensweise sei als Folge der Islamischen Revolution im Iran 1979 eingeführt worden.

Nach dreissig Jahren im Koma werde das «wahre» Saudi-Arabien aufwachen, hofft die saudische Publizistin Maha Akeel. Frauen, erinnert sie sich, mussten sich bis in die späten siebziger Jahre nicht verhüllen, durften Autofahren, hatten Musikstunden zusammen mit dem anderen Geschlecht, am Fernsehen waren Frauen zu sehen. Doch dann kam das ominöse Jahr 1979, das dem Königreich einen Schock versetzte.

Eine Terrorgruppe nahm in der dem Islam heiligen Stadt Mekka während zweier Wochen Betende als Geiseln fest. Dabei gab es Hunderte von Toten. Die Geiselnnehmer warfen dem Regime vor, dem westlichen Lebensstil zu huldigen und islamische Prinzipien verraten zu haben. Weil der damalige König in der heiligen Stadt nicht mit Gewalt gegen die Terroristen vorgehen durfte, stimmte er einem Deal zu, um das Grauen zu beenden: Die Gefangenen wurden befreit, und im Gegenzug versprach der König, den Wahhabismus sowohl in Saudi-Arabien als auch weltweit zu fördern. Im selben Jahr ergriffen im Iran Islamisten die Macht. Das Königreich geriet damit zusätzlich unter Druck, seine islamische Autorität zu stärken, um sich gegen die neuen Machthaber im Iran zu behaupten.

MbS sieht es jetzt als seine Aufgabe, sein Land von der wahhabitischen Last zu befreien und die Moderne ins Land zu holen. «Wir wollen dahin zurück, wo wir einmal waren: zu einem moderaten Islam, der offen ist gegenüber der Welt und allen Religionen», sagte er an der Konferenz im prunkvollen Saal des «Ritz-Carlton», das er kurz darauf zum Gefängnis für die «Korrupten» des Landes umfunktionierte. Und dann versprach er: «Wir werden keine dreissig Jahre unseres Lebens verschwenden, um uns mit extremistischen Ideen zu beschäftigen. Wir werden sie heute zerstören.» ○



Es wird unsere kleine Welt verkomplizieren.

## Essay der Woche

# Wenn nur dieser Sex nicht wäre

Von *Claudia Schumacher* und *Masha Manapov* (Illustrationen) — Können Männer und Frauen einfach nur Freunde bleiben? Schön wär's, vor allem für Männer: Freundschaften, bei denen mindestens eine Frau beteiligt ist, sind die besten.

Dass es mit den Freundschaften zwischen Frauen und Männern nicht leicht werden würde, dämmerte mir mit acht Jahren. Der Nachbarsjunge, das ältere Mädchen von schräg gegenüber und ich als Jüngste im Bunde, wir bildeten ein unschlagbares Trio. Freunde auf Gedeih und Verderb – bis zu dem denkwürdigen Tag im Spätherbst, an dem das Mädchen sagte: «Heute spielen wir ficken.»

### Feindschaft, Anbetung, Liebe

Wir gingen also in den Heuschuppen eines Bauern auf der Wiese, die damals noch kein Neubaugebiet war. Das ältere Mädchen legte sich hin und verwies mich auf den Platz zu ihrer Linken. Wir liessen alles an, auch der Junge blieb im Anorak, legte sich auf uns und haute seine knochige Hüfte mal gegen ihre, mal gegen meine. Vermutlich hatte er sich die Mechanik des Vorgangs beim Fernsehen abgesehen. Ahnungsvoll schwiegen wir. Obwohl es keinerlei Spass machte, was der Junge da tat, gefiel es mir nicht, dass er mehr Zeit auf dem älteren, schon etwas gerundeteren Mädchen zubrachte. Etwas passierte zwischen den beiden. Dass es unsere kleine Welt verkomplizie-

ren würde, war sonnenklar. Als wir aus dem Schuppen wieder rauskamen, waren wir drei keine Räuber, Piraten und Baumhausbauer mehr. Wir rannten nicht mehr um die Wette, wir beobachteten uns jetzt – mitunter verlegen. Zunehmend verblasste die Gleichheit zwischen uns, wurde zur Erinnerung an eine Zeit, in der wir noch nicht einmal merkten, dass wir keine Kleidung trugen, wenn wir im Sommer nackt im Garten spielten und im Becken planschten. Ein Jahr nach dem Heuschuppen-Erlebnis waren wir keine Freunde mehr.

Männer und Frauen, einfach Freunde: Geht das? Oder machen wir uns da seit Adam und Eva nur etwas vor?

«Durchaus, das geht», meint ein Kollege, klingt aber etwas verhalten. «Das Thema Sex muss einfach auf irgendeine Weise verräumt sein.» Entweder indem man sich nicht attraktiv finde. Oder indem das Thema Sex vor der Freundschaft abgehakt werde. Er selbst habe vor allem entspannte Freundschaften mit Ex-Freundinnen.

Womit wir bei Tschechow wären: «Freundin eines Mannes kann eine Frau nur werden, wenn sie zuerst seine Bekannte, dann seine Geliebte war», sagte der russische Schriftsteller. Sein britischer Kollege Oscar Wilde war da sogar noch kategorischer: «Zwischen Männern und Frauen ist keine Freundschaft möglich. Da gibt es nur Leidenschaften: Feindschaft, Anbetung, Liebe – aber keine Freundschaft.»



### Füreinander bestimmt

Meine Freundin Sarah hat für solche Sprüche nur ein müdes Augenrollen übrig. «Das stimmt doch gar nicht. Schau dir nur Sven und mich an! Wir hatten nie was miteinander und sind seit Schulzeiten wirklich eng be-

freundet. Mit dem habe ich übrigens auch nicht so ein Gezicke wie mit dir manchmal!», behauptet sie lachend. Ja, ihr Männerfreund Sven vermag ihre Launen womöglich besser abzufedern als ich – aber jedes Mal, wenn Sarah single ist, redet sie permanent von Sven, und der Gedanke, dass die beiden ein Paar werden könnten, ist dann fast greifbar. So, wie

er sie ansieht, kommt dieser Tag wahrscheinlich auch noch.

Wie ist das: Kann man von einer Freundschaft reden, wenn ein intimes Zukunftsversprechen in der Luft liegt? Und wie ist das umgekehrt: Hat man in einer langjährigen Beziehung plötzlich eine Freundschaft, wenn der Sex aufhört?

Wenn es sie überhaupt gibt, die Freundschaft zwischen Mann und Frau: Für was brauchen wir sie?

### Überbewertete Romantik

Glaubt man der Wissenschaft, dann ist das Thema schnell gegessen: Es gibt sie nicht, die platonische Liebe zwischen den Geschlechtern. Umfragen zufolge hat der Mensch etwa 90 Prozent gleichgeschlechtliche Freunde – und laut der neusten, grösser angelegten Studie zum Thema sind die übrigen 10 Prozent reine Einbildung. Die Evolutionspsychologin April Bleske-Rechek von der Universität Wisconsin-Eau Claire will herausgefunden haben, dass Männer in Freundschaften mit Frauen immer ein heimliches sexuelles Interesse verfolgen. Dabei denken sie gleichzeitig, dass sich auch das weibliche Gegenüber zu ihnen hingezogen fühlt – dem ist aber wiederum meistens nicht so.

Der Mann überschätzt in seiner «Freundschaft» seine Anziehung auf die Frau, während diese tendenziell ihre eigene Attraktivität auf den Mann unterschätzt. Demnach sind gegengeschlechtliche Freunde doch nichts weiter als potenzielles Material für eine romantische Beziehung. Die vermeintliche Freundschaft ist dann nur eine Art verlängerte Anbahnungsphase, Bleske-Recheks Fazit ist radikal: «Ein Mann und eine Frau, die genetisch nicht verwandt sind und noch keine romantische Beziehung führen, sind potenzielle Liebespartner.» Gestützt wird dieser Verdacht auch von der anthropologischen Beobachtung, dass Männer und Frauen in traditionellen Stammesgesellschaften keine platonische Liebe kennen – zumindest nicht im fortpflanzungsfähigen Alter.

Dass ein Mann und eine Frau, die beste Freunde sind, sich am Ende auch paaren müssen, untermauert währenddessen die Popkultur eifrig. Die meisten romantischen Komödien sind so gestrickt: Junge, Mädchen, seelenverwandt, tausendmal berührt, nichts passiert, aber dann doch – wenn's fast zu spät ist. Die Erfolgsserie «Friends» basierte dramaturgisch auf der Erzählklammer vom Suchen und Finden der Liebe zwischen Ross und Rachel, und bis sie sich dann endlich hatten, gab es eben zehn Staffeln lang Freundschaft. Auch die Serie «How I Met Your Mother» fusste auf der Erkenntnis, dass Männer und Frauen letztlich eben doch mehr sind als Freunde: So erzählt Ted Mosby seinen Kindern neun Staffeln lang von den wilden Jugendjahren, nur

um damit zu schliessen, dass er mit seiner besten Freundin Robin nun – nach dem Tod seiner Frau – gerne endlich zusammen wäre.

Sind diese starken Narrative daran schuld, dass wir unsere Freundschaften zum anderen Geschlecht vergeigen? Dass wir, sobald wir uns seelenverwandt fühlen, immer auch miteinander ins Bett hüpfen müssen? Erinnern Sie sich an den Film «Harry und Sally»? Nein, nicht wegen der Orgasmusszene, sondern wegen der Szene, in der Harry sagt: «Männer und Frauen können nie nur Freunde sein, der Sex steht immer zwischen ihnen.» Tja. Und ja: Am Ende behält er recht, zumindest im Film. Allerdings – und diese Tatsache ist weniger bekannt – hatte Drehbuchautorin Nora Ephron ursprünglich ein anderes Ende im Sinn. Eigentlich wollte sie, dass Harry und Sally Freunde bleiben. Doch das hätte sich an den Kassen wohl weniger auszahlt. In unseren Köpfen verlangt ein Happy End nach sexueller Verschmelzung – und dann Vorhang zu.

Aber wieso halten wir die romantische Liebe zwischen Männern und Frauen überhaupt für die höchste Beziehungsform? Bei unseren gleichgeschlechtlichen Freunden klopfen wir doch auch gerne Sprüche, dass Freundschaft ewig währe, die Partner aber kämen und gingen. Und oft ist das so. Warum werten wir die Freundschaft zwischen Männern und Frauen also nicht entsprechend höher?

Man stelle sich nur einmal vor, wie entspannt das Leben von Kleopatra und Marcus Antonius hätte verlaufen können, wenn die beiden sich auf freundschaftliche Spaziergänge beschränkt hätten, anstatt sich in dieser grandiosen Romantik ineinander zu verbeissen. Mindestens zwei Tote weniger hätte es gegeben.

Findet man also mal wieder einen netten Menschen vom anderen Geschlecht, dem man sich verbunden fühlt, dann würde es sich aller Wissenschaft zum Trotz eigentlich doch lohnen, versuchsweise nicht miteinander ins Bett zu gehen. Tatsächlich ist es laut Forschung ja auch so, dass eine Freundschaft, bei der mindestens eine Frau dabei ist, von allen Beteiligten höher gewertet wird, als reine Männerfreundschaften. Studienergebnissen zufolge stellen Frauen mehr Nähe her; sie gehen stärker auf die Bedürfnisse und Gefühle des Gegenübers ein. Qualitäten, die in Umfragen auch Männer schätzen.

### Verstehen lernen

Wie die meisten Menschen habe ich – dem Heuschuppenerlebnis zum Trotz – auch später wieder Freundschaften zu Männern erlebt. Allerdings stets auf Zeit. Teilweise hielten diese Freundschaften gerade so lange, bis der Mann oder ich in einer Beziehung verschwand. Vielleicht wollte ja doch insgeheim einer mehr.

Waren es deshalb falsche Freundschaften? Wie auch immer die korrekte Bezeichnung für sexlose Beziehungen sein mag, die enden: Missen würde ich sie nicht wollen. Die Männer würde ich nur halb so gut verstehen, hätten sie mich nicht teils einfach nur wohlgesonnen durchs Leben begleitet, ohne gegenseitiges Ausziehen. Und mitunter waren es gerade diese Männer, die mir Tipps gaben und mir halfen, die Ruhe zu bewahren, wenn ich mich dann einmal in einen Neuen verliebte. Die Freundschaft zwischen Männern und Frauen mag eine Sisyphusarbeit sein – aber kommt nicht trotzdem genug dabei rum, um den Stein immer wieder ins Rollen zu bringen? ○



«Nichts ist inspirierender als Möglichkeiten.»

Thomas Bahc  
Leiter Aussendienst  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben



Mörgeli

## Linke SRG? «Kein Problem»

Von Christoph Mörgeli

Fast drei Viertel aller SRG-Journalisten sind links.» So fasste die *Sonntagszeitung* eine Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) zusammen. Dieser Linksdrall unseres öffentlich-rechtlichen Radios und Fernsehens sei «kein Problem», beruhigt jetzt der Politologe Michael Hermann im *Tages-Anzeiger*. Das glaube ich gerne. Selbstverständlich ist der SRG-Linksdrall für einen linken Politologen «kein Problem».

Michael Hermann hat sich im März 2016 selber als Linker bekannt. Viel zu lange habe er aus «falschem Ehrgeiz» und mit «falschem Ziel» den unparteiischen Wissenschaftler gespielt. Damit sei jetzt Schluss. Wie bei einem stalinistischen Schauprozess klagte sich Hermann selber an, er sei als Politologe allzu lange «ingeschüchterter Volksverstehrer» gewesen. Nach einigen SVP-Erfolgen an der Urne überkam es Michael Hermann wie eine religiöse Erweckung: Jetzt sei er wieder «progressiver Meinungsmacher».

Hermann gibt sich seither nicht einmal mehr den Schein, seine eifernde linke Parteilichkeit mit etwas Wissenschaft zu kaschieren. Konsequenterweise unterlegt der *Tages-Anzeiger* seine Kolumnen mit kräftigem Rot. Das Publikum tut denn auch gut daran, Hermanns Behauptungen nicht mit wissenschaftlichen Befunden zu verwechseln. Etwa dann, wenn er die «reiche» Finanzbranche mit der «brotlosen Kunst des Textschreibens» vergleicht. In Wahrheit sind die SRG-Durchschnittslöhne mit 107 000 Franken höher als jene des Schweizer Finanzplatzes. Auch Hermanns Beispiel der «rechten» Polizisten hinkt: Unsere Polizisten werden rechts, weil sie die Wirklichkeit von Ausländerkriminalität und Hätscheljustiz erleben. Journalisten ticken links, weil sie unter sich bleiben und die Welt nur aus ihrer Redaktionsstube kennen.

Linke Banker seien «fast so rar wie linke Metzger». Was soll diese abenteuerliche Fleischhackerthese? Kennt Hermann wissenschaftliche Analysen zur politischen Überzeugung des Fleischerhandwerks? Hat dieser Intelligenzler je einen Schlachthof besucht und die dortigen Werkstätigen aus Süd- und Osteuropa über ihre Gewerkschaftszugehörigkeit oder Parteipräferenz befragt? Kaum. Doch ebendieser linke Politideologe Michael Hermann ortet bei der linken SRG eine «vernünftige Professionalität». Genauso gut könnte ein Schaf dem andern Schaf eine «vernünftige Intelligenz» attestieren.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Wasserzinse: Leuthard röstet Rösti

Von Peter Bodenmann — Bundesrätin Doris Leuthard lässt die Senkung der Wasserzinsen fallen.



Vermisst wird der grösste verbleibende Feind des Berggebietes: Albert Rösti.

Axpo und Alpiq haben ein grosses ungelöstes Problem: ihre Atomkraftwerke. Der Druck auf den ältesten Kraftwerkpark der Welt wächst ständig. Immer öfter stehen – trotz aller sündhaft teuren Nachrüstungen – unsere Schrottreaktoren still. Um von diesen Problemen abzulenken, startete der von der Atomlobby ferngesteuerte Schweizerische Wasserwirtschaftsverband einen Angriff auf die Wasserkraft. Diese sei zu teuer, und deshalb müssten die Wasserzinsen gesenkt werden. Der Cheftrompeter der Feinde des Berggebietes war der SVP-Präsident Albert Rösti, im Nebenjob Präsident des Wasserwirtschaftsverbandes. Doris Leuthard kroch Rösti und Co. vorerst auf den Leim. Schwindel 1: Rösti und Co. verteuerten auf dem Papier die Wasserkraft durch einen fiktiven Vermarktungszuschlag von 0,8 Rappen. Dies entspricht 280 Millionen mehr Miese pro Jahr.

Schwindel 2: Reales und fiktives Eigenkapital wurden ebenfalls mit 7 Prozent verzinst. Dies in der Logik des alten Preisüberwachers Rudolf Strahm, der auch für die Übertragungsnetze zu hohe Zinsen akzeptiert hatte. Dabei bekommen die Eigentümer der Wasserkraftwerke das Geld auf dem Kapitalmarkt zu Minuszinsen. Schwindel 3: Die Konjunktur in Europa zieht an. Die Strompreise steigen in Euro. In Franken noch mehr. Heute ist jede Kilowattstunde 1,5 Rappen mehr wert als vor einem Jahr. Schwindel 4: Dank dem neuen Energiegesetz erhalten

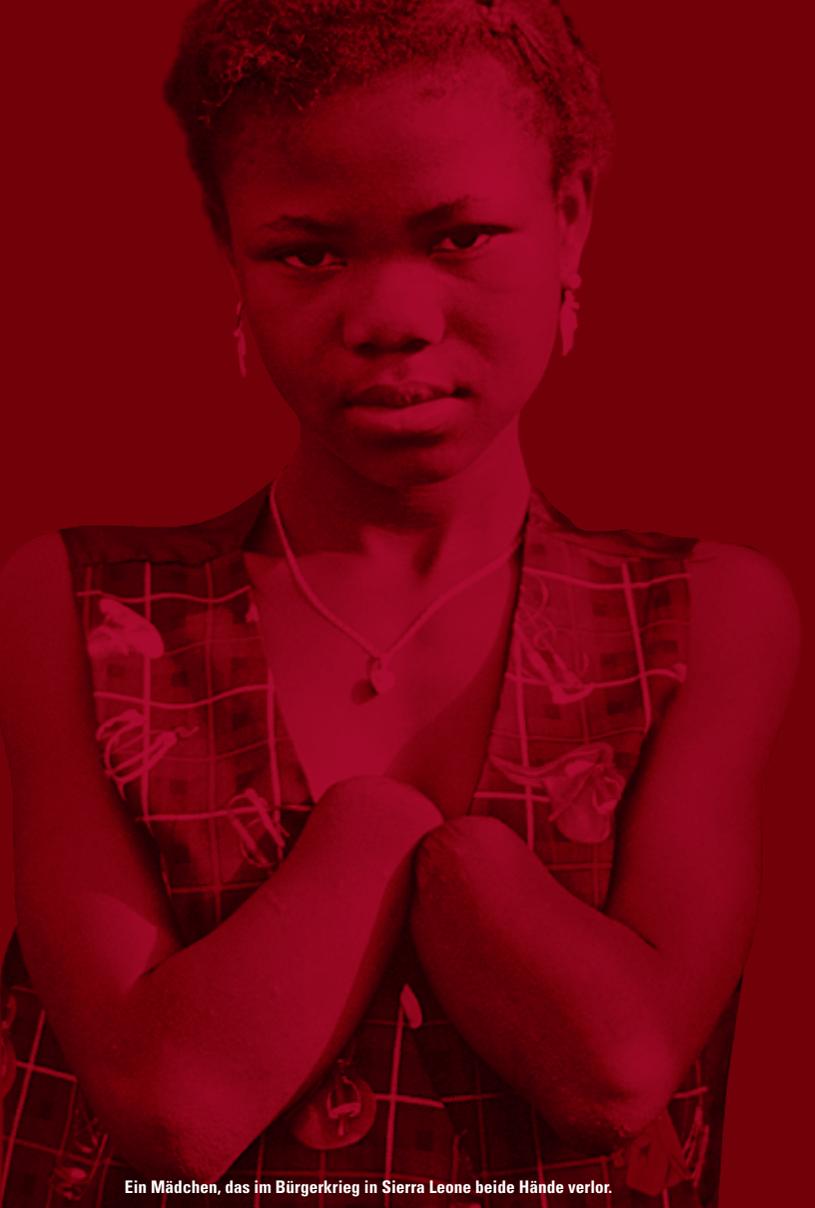
vorab Axpo und Alpiq während der nächsten Jahre mindestens 0,5 Rappen pro Kilowattstunde Doris-Bonus-Subventionen. Neue Gutachten entlarven die Schwindler. Noch nicht ganz begriffen hat dies der Walliser SVP-Nationalrat und Natischer Gemeindepräsident Franz Ruppen. Nur er rechnet noch mit sinkenden Wasserzinsen. Einmal mehr war Doris Leuthard schneller. Die hochopportunistische und deshalb hocheffiziente Bundesrätin teilte per Indiskretion mit, wie die Fronten neu verlaufen: Die Wasserzinsen werden nicht gesenkt. Stattdessen sollten die Eigentümer-Kantone und -Gemeinden Axpo und Alpiq zu den für sie geltenden Marktzinsen mit Geld versorgen.

Im Alpenraum machen sich jene, die gestern noch die Senkung der Wasserzinsen akzeptieren wollten, aus dem Staub. So berichtet der *Tages-Anzeiger*, der ehemalige Zermatter Gemeindepräsident Christoph Bürgin habe den Widerstand organisiert. Wahr ist das Gegenteil: Bürgin gehörte – wie Jean-Michel Cina – zu jenen, die kapitulieren wollten. Gegen den Willen des erfolgreichen Carl Not und seinen Mitstreitern. Vermisst wird seit der 180-Grad-Kehrtwende von Leuthard ein gewisser Albert Rösti vom Schweizerischen Wasserwirtschaftsverband. Wird die *Südostschweiz* – solange sie Herrliberg noch nicht übernommen hat – eine Vermisstenanzeige schalten?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



IKRK



Ein Mädchen, das im Bürgerkrieg in Sierra Leone beide Hände verlor.

# ICH LASSE MICH VOM KRIEG NICHT UNTERKRIEGEN!

Das Internationale Komitee vom  
Roten Kreuz (IKRK) hilft und schützt  
Menschen in Kriegsgebieten –  
wer und wo auch immer sie sind.

**UNTERSTÜTZEN SIE UNS DABEI, KONFLIKTOPFERN ZU HELFEN.**  
Spenden Sie noch heute mit dem beiliegenden Einzahlungsschein  
oder online auf [ikrk.org/apacka](http://ikrk.org/apacka)

Weltweit lebt heute jeder fünfte Mensch  
unter kontinuierlich fragilen Umständen  
oder in Situationen von Krieg und Gewalt.

Gemeinsam können wir Leben retten und  
jenen, die alles verloren haben, eine neue  
Zukunft ermöglichen.

## PACKEN SIE MIT UNS AN:



Mit **100 FRANKEN** sind drei  
Familien mit Saatgut auf die nächste  
Pflanzsaison vorbereitet.



Mit **200 FRANKEN** helfen Sie zwei  
Familien, sich drei Monate lang zu  
ernähren.



Mit **500 FRANKEN** finanzieren Sie  
Fussprothesen für zehn Menschen  
und erlauben ihnen eine neue  
hoffnungsvolle Zukunft.

## HERZLICHEN DANK FÜR IHRE UNTERSTÜTZUNG!

# APACKÄ!

# Ende eines geistigen Zweikampfs

Von Kurt W. Zimmermann — Wer ist die wichtigste nationale Zeitung? Ein jahrzehntelanges Duell ist entschieden.

**E**rste Regel: Wenn Journalisten die Kontrolle verlieren, dann verlieren sie die Kontrolle über die Worte.

Das konnte man gut beobachten, als der *Tages-Anzeiger* kürzlich die NZZ niedermachte.

Die NZZ, so schäumte der *Tages-Anzeiger*, stehe «deutlich rechts der Mitte». Sie habe einen «Rechtsdrall». Sie beschäftige «rechtslastige Autoren». Als Folge davon würden «die Rechten klatschen», und es juble «die rechte Szene».

Der Ausdruck «rechts» fiel im Artikel des *Tages-Anzeigers* zur NZZ volle zwölf Mal.

Dann kam es noch dicker. NZZ-Chefredaktor Eric Gujer, so schäumte der *Tages-Anzeiger*, «argumentiert nahe an völkischen Thesen». Es war die Nazi-Keule wie aus dem Bilderbuch.

Zweite Regel: Wenn Journalisten die Kontrolle verlieren, dann geht es nicht nur um Journalismus.

Genauso ist es in diesem Fall. Vordergründig zielte die Attacke auf die NZZ auf ihre Haltung zur deutschen Migrationspolitik. In Wirklichkeit war die Attacke der Ausdruck einer schmerzvollen Niederlage.

Der *Tages-Anzeiger* hat das Duell gegen die NZZ verloren. Es war ein jahrzehntelanges Duell. Es ging um die Frage, welches der beiden Blätter die wichtigere nationale Zeitung sei.

Die Frage ist nun geklärt. Die bürgerliche NZZ ist das einzige Blatt, das künftig die sogenannte nationale Ausstrahlung für sich beanspruchen kann. Der linksliberale *Tages-Anzeiger* hat kapituliert. Er kapituliert nach einem langen Fight.

Bis ums Jahr 1980 war die NZZ die einzige Zeitung mit nationaler Resonanz. Dann begann der *Tages-Anzeiger*, diese Vormachtstellung anzugreifen. Sein grösster Schub kam 1992, als Roger de Weck Chefredaktor wurde. Er proklamierte die «nationale Strategie» und baute die Redaktion massiv aus. Seitdem war der *Tages-Anzeiger* bei der nationalen Ausstrahlung mit der Rivalin NZZ auf Augenhöhe.

Im diesem Sommer endete das Duell. Der *Tages-Anzeiger* gab auf.

Der *Tages-Anzeiger* beschloss, seine eigene Redaktion aufzulösen. Er bezieht die Artikel für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft nun aus einem zentralen Redaktions-Pool des Tamedia-Konzerns, genannt Mantelredaktion. Derselbe Pool beliefert, mit exakt denselben Artikeln, auch Regionalblätter, von *Zürichsee-Zeitung* bis *Thuner Tagblatt*.

Der *Tages-Anzeiger* ist damit keine unverwechselbare Marke mehr. Bei vielen Journalis-



And the winner is...: NZZ-Chef Gujer.

ten sitzt der Frust über diesen Identitätsverlust tief. Das führt zu emotionell-ideologischen Rundumschlägen gegen die Konkurrentin. Denn die leistet sich weiterhin und selbstbewusst eine autonome Redaktion.

NZZ-Chefredaktor Gujer sagt darum zu Recht: «Wir sind der unbestrittene Referenztitel des Landes.» Über den früheren Rivalen sagt er: «Der *Tages-Anzeiger* ist nur noch ein Kopfblatt.»

Das ist richtig. Ein Kopfblatt ist dadurch definiert, dass es zwar einen eigenen typografischen Zeitungskopf hat, seine überregionalen Inhalte aber von einer externen Mantelredaktion bezieht.

Das Ende des Duells hat ökonomische Gründe. Beim *Tages-Anzeiger*-Verlag ist die Priorität der Profit. Beim NZZ-Verlag ist die Priorität die Publizistik.

Es stehen sich damit zwei Risikoprofile gegenüber. Der *Tages-Anzeiger* geht ein publizistisches Risiko ein, weil das Blatt verwechselbar wird. Das kommerzielle Risiko hingegen sinkt, weil man dadurch tiefere Kosten hat. Die NZZ geht kein publizistisches Risiko ein, weil das Blatt unverwechselbar bleibt. Das kommerzielle Risiko hingegen steigt, weil man dadurch höhere Kosten hat.

Als Folge gibt es nur noch eine nationale Zeitung. Ein geistiger Zweikampf ist somit beendet.

# Donald

Von Henryk M. Broder — «Texte des Widerstands» im Trump Tower.

**H**eute kein Wort über die Kanzlerin und ihre «Wir schaffen das»-Philosophie, keine Silbe über die «Sondierungsgespräche» für eine Jamaika-Koalition und keine Witze über den «Weltklimagipfel», den die Fidschi-Inseln in Bonn ausrichten. Für heute haben wir uns etwas Ernstes vorgenommen: Donald Trump und die Deutschen. Oder besser andersrum: Die Deutschen und Donald Trump. Der amerikanische Präsident hat deutsche Wurzeln, seine Vorfahren stammen aus Kallstadt an der Weinstrasse, einer kleinen Gemeinde in Rheinland-Pfalz. Das mag ein besonderes Interesse der Deutschen an Trump erklären, aber nicht den Brechreiz, der viele überkommt, sobald sein Name genannt wird.



Wie neulich in der «Kulturzeit», einem deutsch-österreichisch-schweizerischen Projekt auf 3sat, das sich an die Gebildeten unter den Zuschauern wendet.

Da gab es einen Beitrag zum ersten Jahrestag der Wahl von Trump zum Herrn im Weissen Haus, eine Art Zwischenbilanz. Zu Wort kamen Amerikaner, die mit Trump unzufrieden sind. Ein Kunsthändler, der darüber klagt, dass die Regierung «alles dafür getan hat, die Dinge abzuschaffen, die mir wichtig sind», eine Vertreterin der Organisation «Refuse Fascism» – der Name ist Programm – und ein «Autor», der sich darüber beschwert, dass «die Grenzen des Denkbaren in der amerikanischen Politik erweitert» worden sind. Ein repräsentativer Querschnitt durch die Bevölkerung der USA, in der es keine Busfahrer, keine Strassenhändler und keine Krankenschwestern gibt, dafür aber Gruppen wie «Pussies gegen das Patriarchat», die ihre «Angst vor der Politik des Weissen Hauses in die Mitte der Zivilgesellschaft tragen».

Wie geht das? Der Kunsthändler zum Beispiel stellt sich in der Lobby des Trump Towers, im Herzen der Macht, auf und «rezitiert dort Texte des Widerstands». Was passiert? Nichts. Trumps Schergen lassen ihn gewähren. Dennoch, «die Zivilgesellschaft hat ihre Macht entdeckt», resümiert eine Stimme aus dem Off, der Protest werde «am Ende zum Untergang der Regierung Trump» führen. Die «liberalen Kampfgeister» haben sich formiert, «gegen eine Tyrannei, die das ideelle Erbe Amerikas verrät».

Gelobt sei der Herr! Solange die «Kulturzeit» auf 3sat das ideelle Erbe Amerikas verteidigt, gibt es noch Hoffnung für das Land.



# Suchen Sie die eierlegende Wollmilchsau für Ihren Anlass?

**Hier ist sie: das Hotel *riverside*!**

- 300 gratis Parkplätze
- 10 Bowlingbahnen
- 96 Hotelzimmer
- 3 Restaurants
- 17 Seminarräume
- 1 Automuseum



**riverside**

Seminar- und Eventhotel

Spinnerei-Lettenstrasse  
8192 Zweidlen-Glattfelden

+41 43 500 92 92  
[www.riverside.ch](http://www.riverside.ch)

# Junge Mütter, süsses Gift

Es gibt immer mehr alleinerziehende Mütter in der Schweiz. Was ist der Grund? Jüngste Zahlen zeigen: Der kontinuierlich ausgebauter Sozialstaat macht Trennungen attraktiver. Das reformbedürftige System belohnt auch das Fernbleiben vom Arbeitsmarkt. Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli

Städte und alleinerziehende Mütter sind die grössten Problemzonen – so lassen sich die wichtigsten Erkenntnisse des in der vergangenen Woche erschienenen «Kennzahlenberichts 2016» der Berner Fachhochschule für Soziale Arbeit und der «Städteinitiative Sozialpolitik» politisch etwas unkorrekt zusammenfassen. In den vierzehn untersuchten Schweizer Städten stieg die Sozialhilfequote im letzten Jahr um 5,3 Prozent. Erstmals, so schreiben die Studienautoren, sei das «Sozialhilferisiko» nach Haushalts- und Familienformen untersucht worden. Am häufigsten müssten Einzelpersonen von der Sozialhilfe unterstützt werden. Doch auch Kinder stellten ein deutliches «Armutrisiko» dar. Dies zeige der Umstand, dass die Mehrheit der jungen alleinerziehenden Mütter auf Sozialhilfe angewiesen sei. 84 Prozent der alleinerziehenden Mütter unter 25 leben gemäss der Studie von der Fürsorge.

Alleinerziehende machen in den Städten 15 bis 21,5 Prozent der Sozialhilfebezüger aus. Am höchsten ist die Quote allerdings bei alleinlebenden geschiedenen Männern: Fast ein Fünftel von ihnen bezieht Sozialhilfe. Besonders brisant: Die Ansätze der Skos-Richtlinien sind in den letzten Jahren laufend erhöht worden. Parallel dazu stieg der Anteil Alleinerziehender kontinuierlich an. Produziert der Sozialstaat alleinerziehende Mütter?

## Allgemeines Schulterklopfen

Nicht alle beunruhigen diese Zahlen. Man vernimmt viel Eigenlob und Schulterklopfen. Für Franziska Reinhard, Geschäftsführerin von «Amie – Berufseinstieg für junge Mütter» und Basler SP-Grossrätin, ist die 80-Prozent-Abhängigkeit junger Frauen von der Sozialhilfe «eine Bestätigung, dass wir auf dem richtigen Weg sind» (*Basellandschaftliche Zeitung*). Im zürcherischen Wädenswil liegt der Anteil der Minderjährigen, die Sozialhilfe beziehen, bei rund 30 Prozent. Die *Zürichsee-Zeitung* vermeldete dennoch stolz, die Zahl der Sozialhilfefälle bleibe «gering».

Obwohl in Uster die Sozialhilfefälle in den letzten fünf Jahren um einen Drittel zugenommen haben, kommentierte der *Zürcher Oberländer*: «In Uster gibt es keinen Grund zur Sorge. Die Stadt macht vieles richtig und wird im Bericht als vorbildliches Beispiel hervorge-



hoben.» Man tröstet sich, dass Uster tiefe Fallzahlen habe; dies hängt allerdings direkt mit dem niedrigeren Ausländeranteil von 22,6 Prozent zusammen.

Andere Kommentatoren machen auf schulterzuckenden Fatalismus: «Städte wie Biel können wenig ändern», vermeldete der *Bund*. Dabei ist in Biel fast jedes vierte Kind sozialhilfeabhängig. Die Sozialhilfe-

quote der Stadt beträgt 11,8 Prozent, was ihr den unrühmlichen ersten Platz im Land einbringt. Sieben von zehn ausländischen Einelternhaushalten in Biel leben von der Sozialhilfe. Auch in der Ostschweiz spielt man die

## Warum federn wir heute ein strukturelles Armutsrisiko über die Sozialhilfe ab?

Entwicklung herunter. «Trotz einer starken Zunahme sind wir immer noch im Schweizer Schnitt», beruhigte der Sozialdirektor von Chur die Leser der *Südostschweiz*.

Sind nun vor allem die Kinder arm? Oder die alleinerziehenden, vornehmlich jungen Mütter? Oder die geschiedenen Single-Männer in Einpersonenhaushalten und im besten Erwerbsalter? Die medialen Reaktionen auf den

jüngsten Kennzahlenbericht fallen erstaunlich unterschiedlich aus. Überhaupt wirft der Bericht grundsätzliche, allerdings in der 77-seitigen Studie nicht beantwortete Fragen auf: Warum enden so viele gescheiterte Lebensentwürfe beim Staat? Warum massieren sich die Sozialhilfefälle in den anonymen Städten weit mehr als in ländlichen Ortschaften? Warum federn wir heute ein strukturelles Armutsrisiko über die Sozialhilfe ab, obwohl sie eigentlich nicht dafür gedacht wäre? Welche Anreize setzt der Sozialstaat, und welche Verantwortung trägt er an der steigenden Zahl sozialhilfeabhängiger Personen, die allein erziehen oder haushalten?

Auch alleinstehende junge Frauen oder geschiedene Männer im besten Erwerbsalter sind *Homines oeconomici*, die den kürzesten, bequemsten Weg zu ihrem Einkommen suchen – und das finden sie oft (und immer öfter) beim Staat.

Schon die Begriffe, welche die «Städteinitiative Sozialpolitik» verwendet, verraten, dass sie solche Gedanken nicht einmal in Betracht zieht. Wer permanent von einem «Armutrisiko» oder davon spricht, dass jemand «auf Sozialhilfe angewiesen» ist, der blendet aus, dass das üppige Angebot des Sozialstaats oft überhaupt erst Sozialhilfebezüger schafft – weil die Anreize so gestaltet sind, dass sich für viele Arbeit und ein selbstbestimmtes Leben gar nicht lohnen.

Nehmen wir das Beispiel einer Mutter, die allein mit drei Kindern lebt. Die Familie erhält rund 2100 Franken reine Sozialhilfe, dazu gratis eine mehrere Zimmer umfassende Wohnung. Praktisch alle Kosten, von der Babyausrüstung bis zur Krankenkasse und den Zahnarztkonsultationen, übernimmt der Staat. Diese alleinerziehende Mutter mit ihren drei Kindern erhält so alles in allem monatliche Leistungen von zirka 5000 Franken. Wollte sie arbeiten und diesen Lebensstandard wahren, müsste sie mindestens so viel, nein, mehr verdienen, schliesslich würden ihr vom Lohn Sozialversicherungsbeiträge abgezogen, und sie müsste die Kosten für Krippe, Zahnarzt und so weiter selber tragen. Für viele Sozialfälle, die meist nicht über die beste Bildung verfügen und überproportional aus fremden Kulturen stammen, ist ein Lohn von 5000 oder 6000 Franken weit jenseits der Möglichkeiten. Der Schweizer Sozialstaat serviert ihnen Leistungen in diesem Umfang auf dem Silbertablett. Warum sollten sie nicht zugreifen?



«Richtiger Weg»: SP-Grossrätin Reinhard.



Fragen zu grösseren gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Bei solchen Anreizen muss die alleinerziehende Mutter gar nicht unbedingt zu bequem sein, um keine Arbeit anzunehmen. Es genügt, dass sie rechnen kann.

#### «Hätschelkinder der Nation»

Darüber hinaus stellen sich auch Fragen zu grösseren gesellschaftlichen Zusammenhängen. In früheren Jahrzehnten gab es nicht nur deutlich weniger Sozialfälle, es gab auch deutlich weniger Scheidungen. Könnte es sein, dass das staatliche soziale Auffangnetz für Alleinerziehende ein Grund für die in die Höhe geschnellte Scheidungsrate ist?

Der amerikanische Ökonom Charles Murray hat diese These bereits in den achtziger Jahren vertreten. Die Sozialhilfe für alleinerziehende Mütter habe zu einem Zerfall der Familie geführt. Alleinerziehende wählten ihren Status gezielt, weil sie so ein Maximum an Sozialleistungen erhielten, so lauten die provokanten, statistisch unterlegten Erkenntnisse Murrays.

Wirtschaftswissenschaftler im deutschen Sprachraum haben auf ähnliche Fehlanreize hingewiesen. «Die Hätschelkinder der Nation», betitelte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* einen Artikel über Alleinerziehende. «Die staatliche Unterstützung nimmt den Charakter einer Trennungsprämie an», wird Profes-

sor Hans-Werner Sinn, Chef des Münchner Ifo-Instituts und einer der angesehensten Vertreter der Zunft, zitiert.

«Das System prämiiert das Fernbleiben vom Arbeitsmarkt und das Alleinerziehen und bestraft die traditionelle Familienstruktur», schreibt der ehemalige deutsche Bundesbanker und Bestsellerautor Thilo Sarrazin. Der Sozialphilosoph Wolfgang Kersting formuliert es noch schärfer: «Der Sozialstaat gleicht immer mehr einem totalitären Regime, das die Familien zerschlägt», so der Leiter des Kieler Forums für politische Philosophie und Wirtschaftsethik.

Das ist sicher etwas überspitzt formuliert, doch im Kern nicht ganz falsch: Hat man früher eine Krise in der Partnerschaft auch aus ökonomischen Gründen ausgestanden, laden die Angebote des sozialen Wohlfahrtsstaats Trennungswillige ein, diesen Schritt auch zu vollziehen. Umgekehrt gibt es keine Anreize mehr, in eine Partnerschaft zurückzukehren.

Wer mit wem zusammenlebt oder nicht (mehr) zusammenlebt, ist Privatsache. Nur müsste man dann aber auch die Kosten für die Wahl seiner Lebensform selber bezahlen. Doch genau dies ist im ausgebauten Sozialstaat, der nicht mehr nur vorübergehend die Risiken unverschuldeter Schicksalsschläge

und Härtefälle ausgleicht, sondern den Charakter einer existenziellen Rundumversicherung angenommen hat, nicht der Fall. Mein eigentlich privater Entscheid darüber, ob ich in Partnerschaft oder getrennt lebe, ist nicht mehr nur privat, wenn mein Nachbar dafür mitbezahlen muss. Viele Sozialhilfebezüger wären schlicht dumm, wenn sie sich wieder einen offiziellen Partner suchen oder einen Job annehmen würden.

#### Gebärfreudige Eritreerinnen

Haben wir, wenn wir an alleinerziehende Mütter denken, nicht meistens das Bild einer Frau im Kopf, die einfach Pech im Leben hatte und vorübergehend Unterstützung braucht? Dies treffe man in der Realität allerdings selten an, sagt Barbara Steinemann (SVP), Nationalrätin und Mitglied der Sozialbehörde von Regensburg. Steinemann beobachtet vor allem drei Arten von alleinerziehenden Frauen, die dauerhaft an der Fürsorge hängen.

Erstens Schweizerinnen, die es aus irgendeinem Grund nicht packen im Leben und vielleicht schon mit siebzehn, achtzehn Jahren ihr erstes Kind bekommen. Häufig liessen sich solche Frauen mit Männern ein, die selber Probleme hätten. Stabile Beziehungen seien dann



**Kosten für die Allgemeinheit:** Steinemann.

die Ausnahme. Es könne vorkommen, dass eine Frau im Lauf der Jahre vier Kinder von vier verschiedenen Vätern habe. Entsprechend hoch seien dann die Kosten für die Allgemeinheit.

Zweitens Südosteuropäerinnen aus der Balkanregion und der Türkei, die in patriarchalen Strukturen zu Hause waren und sich in der Schweiz von ihren Partnern lösten.

Drittens Ausländerinnen, die über die Asylschiene ins Land kommen. Viele von ihnen stellten sofort ein Kind auf die Welt, wenn sie hier ankämen. Das habe wahrscheinlich einen positiven Einfluss auf das Bleiberecht – und auf die Höhe der Sozialhilfe.

Man kann sich die Zeugung von Kindern als Akt der Leidenschaft vorstellen, aber für Frauen im Asylprozess gibt es durchaus rationale Gründe, möglichst eines oder besser mehrere Kinder zu kriegen. Asylbewerberinnen haben letztes Jahr 3153 Kinder geboren. In der ersten Hälfte 2017 waren es 1548. Am gebärfreudigsten zeigten sich in dieser Zeitspanne die Eritreerinnen (611), die Syrerinnen (247), die Afghaninnen (134) und die Somalierinnen (92). Die Eritreerinnen haben 2016 mehr als zehnmals mehr Kinder geboren (1326) als noch 2008 (119). Zum Vergleich: Im selben Zeitraum hat sich die Zahl der eritreischen Personen im Asylprozess vervierfacht. Die Asylbewerberinnen sind deutlich fruchtbarer als die Frauen der ständigen Wohnbevölkerung.

Das Thema «Sozialhilfe und Asyl» geht Michelle Beyeler, Mitautorin des «Kennzahlenberichts 2016» und Dozentin für Sozialpolitik an der Berner Fachhochschule, eher zögerlich an: Zwar würden zunehmend Personen aus aussereuropäischen Ländern unterstützt, doch lasse sich «nicht zweifelsfrei feststellen, ob diese aus dem Asylbereich kommen». Allerdings gebe es Hinweise, dass



**Statusänderung:** SP-Stadtrat Galladé.

es sich um anerkannte Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene handle – was besonders die kleinen Städte spürten. Darum verlangt Michelle Beyeler zusammen mit dem Winterthurer Sozialvorsteher Nicolas Galladé, Präsident der Städteinitiative, dass ein neuer Aufenthaltsstatus für Schutzbedürftige geschaffen werde. Denn vorläufig Aufgenom-

### Sozialpolitiker haben die Tendenz, die Probleme des Sozialstaats mit noch mehr Sozialstaat zu lösen.

mene würden eher dem Risiko anheimfallen, nicht in die Arbeitswelt integriert und sozialhilfeabhängig zu werden. Gleichzeitig sagt Galladé, dass es für geringqualifizierte Personen immer weniger Stellen gebe. Wie er den niedrigen Bildungsstand der Migrantinnen durch eine Statusänderung anheben will, bleibt sein Geheimnis. Sozialpolitiker haben die Tendenz, die Probleme des Sozialstaats mit noch mehr Sozialstaat zu lösen.

Auch wenn sich die Verantwortlichen am liebsten blind stellen: Die steigende Zahl der Sozialfälle hat sehr wohl nicht nur generell mit Ausländern, sondern auch mit der steigenden Zahl von Flüchtlingen zu tun. Dies verdeutlicht das Beispiel des Kantons Basel-Stadt, wo die Anzahl Sozialfälle überdurchschnittlich in die Höhe geschossen ist. Basel nimmt in der Deutschschweiz den fragwürdigen Spitzenrang ein, mit einer Sozialhilfequote von 6,7 Prozent. Der Ausländeranteil im Stadtkanton liegt bei hohen 36,5 Prozent.

Antworten des Regierungsrats zu einer Reihe von parla-

mentarischen Fragen illustrieren die Entwicklung. Hat Basel-Stadt 2001 noch 100 Personen aus dem Asylbereich betreut, so waren es 2016 fast 1600. Die Sozialhilfequote lag 2015 bei Ausländern bei 17 Prozent (in Zürich bei 12,5 Prozent). Bei den anerkannten Flüchtlingen hat sich die Sozialhilfezahl innert sechs Jahren verdoppelt, bei den vorläufig Aufgenommenen beinahe verdreifacht. Von 1400 in Basel-Stadt lebenden anerkannten Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen leben 88 Prozent von der Sozialhilfe. Der Kostenaufwand für Personen aus dem Asylbereich, die Sozialhilfe bezogen haben, ist von 6 Millionen Franken im Jahr 2010 auf rund 19 Millionen Franken im Jahr 2016 angestiegen – und hat sich damit verdreifacht.

### Bemitleidung und Überhöhung

Die öffentliche Diskussion schwankt zwischen Bemitleidung und Überhöhung, ja einem regelrechten Kult um die Alleinerziehenden. «Diese Frauen sind wahre Heldinnen, die Ungeheures leisten und am häufigsten von der alten und der neuen Armut betroffen sind», schreibt die Journalistin und Autorin Iris Radisch («Die Schule der Frauen»). Man muss nicht gleich ins Heldenpathos verfallen, um Positives zu sehen. Es gibt bewundernswert starke Frauen, die ihre Kinder ohne staatliche Hilfe grossziehen und auch nicht vom Erzeuger abhängig sein wollen. Auch bestreiten Alleinerziehende den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder öfter aus eigener Kraft als Frauen in Ehen oder anderen Lebensgemeinschaften.

Jemandem zu unterstellen, er gestalte den intimsten Bereich seines Lebens nur aufgrund materieller Überlegungen, lasse Rückschlüsse auf die Fixierung gewisser Autoren auf menschliche Beziehungen als Rechenexempel zu, schreibt Christina Bylow in ihrem Buch «Familienstand: Alleinerziehend. Plädoyer für eine starke Lebensform» (2011). Doch Liebes- und Familienverhältnisse würden nun einmal nicht vorwiegend finanziellen Überlegungen folgen, sie gehörten vielmehr zu den grossen Unwägbarkeiten des Lebens.

Das hat etwas. Natürlich sind nicht alle Alleinerziehenden reine Nutzenoptimierer. Sie müssen nicht unbedingt mit Vorsatz in ihre Situation geraten. Aber der Sozialstaat – darum heisst er ja auch so – ersetzt die sozialen Bindungen der Familie finanziell und organisatorisch derart komplett, dass es die Familie mit Mutter und Vater gar nicht mehr braucht. Die Abhängigkeit vieler Frauen vom Ernährer ist der Abhängigkeit vom Staat gewichen. Schüttet er noch mehr süßes Gift aus, wird diese Abhängigkeit weiter zunehmen. ○





## Member-Angebot: Robbe & Berking Zeit für das Aussergewöhnliche

Die Barkollektion «Martelé» der legendären Silbermanufaktur Robbe & Berking zählt zu den ausgesuchtesten Exklusivitäten für Genussmenschen, die anspruchsvolle Handwerkskunst und zeitlose Eleganz schätzen.

Bis ins Jahr 1874 reicht die Geschichte von Robbe & Berking zurück. Über all die Jahrzehnte wurde im Flensburger Familienunternehmen die Silberverarbeitung immer weiter perfektioniert. Mit Oliver Berking ist heute die fünfte Generation am Ruder.

Das Flaggschiff ist die «Martelé»-Kollektion. Der Name weist auf die Kunst des Silberschmieds hin, der mit seinem Hammer den silbernen Gefässen ihre einzigartige Oberfläche mit den weichgeschwungenen Facetten verleiht, die das Licht hundertfach reflektieren.

Als Platin-Club-Member haben Sie die Gelegenheit, sich und Ihren Freunden ein unvergleichliches Stück Luxus zu gönnen.

### Inhalt Barschrank:

- 4 Champagnerkelche
- 4 Cocktailschalen
- 4 Longdrinkbecher
- 4 Gin- und Wasserbecher
- 1 Cocktailshaker mit Glas
- 1 Cocktailstrainer
- 1 Messbecher
- 1 Barlöffel
- 1 Eisbehälter
- 1 Eiszange
- 1 Champagnerkühler
- 1 Vintage-Barkoffer aus echtem Kirschholz

Weitere Artikel zur Ergänzung des Barkoffers und Geschenksets finden Sie unter: [www.swisstradegroup.ch](http://www.swisstradegroup.ch)

### Platin-Club-Spezialangebot

**Barkollektion «Martelé» von Robbe & Berking:**  
Exklusiver, komplett ausgestatteter Barkoffer

#### Sonderangebot:

Fr. 9750.-, Lieferung frei Haus

#### Ihr Geschenk zum Barkoffer:

- 6 Fl. Grand Vin Son Mayol 2015, Mallorca
  - 6 Fl. Champagner André Clouet Brut Rosé
  - 1 Fl. Whisky Glen Scotia 1992
  - 1 Fl. Cognac Park VSOP Cigar Blend
  - 1 Fl. Black Vodka, Gansloser
  - 1 Fl. Black Gin, Gansloser
  - 1 Fl. Maund Rum, Jamaika
- im Wert vom Fr. 1350.-

#### Bestellung/Beratung:

Telefonisch unter 043 355 20 10 oder per E-Mail an [platinclub@swisstradegroup.ch](mailto:platinclub@swisstradegroup.ch)

#### Anbieter:

Swiss Trade Group & Partner AG  
Grabenackerstrasse 27  
CH-8156 Oberhasli

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Verbielt die Schweiz?

Der Bericht der Städteinitiative zur Sozialhilfe in Schweizer Städten zeigt nur die Spitze des Eisbergs. Das dicke Ende kommt erst noch, wenn die Asylsuchenden aus den Krisenjahren 2015 und 2016 in der Fürsorge ankommen. *Von Hubert Mooser*



*Vor allem die Sozialindustrie blüht auf: Biel.*

Der frühere englische Fussballstar Gary Lineker sagte vor Jahren einmal den bedeutungsschweren Satz: Fussball sei ein einfaches Spiel, 22 Männer würden neunzig Minuten lang einem Ball nachjagen, und am Ende gewannen immer die Deutschen. Genauso läuft es ab, wenn die Schweizer Städteinitiative die Sozialquoten unter die Lupe nimmt.

Verglichen werden Städte wie Zürich, Basel, Lausanne, Bern, Winterthur, Luzern, St. Gallen, Biel, Schaffhausen, Uster, Zug, Wädenswil, Schlieren und Chur. Und am Ende steht immer eine Gemeinde ganz oben: Biel – einst florierende Uhrenmetropole, Mekka für Schweizer Präzisionsarbeit. Inzwischen floriert hier vor allem die Sozialindustrie. Hohe Sozialhilfequote, hohe Arbeitslosenquote, hohe Kriminalitätsrate – die Stadt scheint ein aussichtsloser Fall.

## Drastische Zunahmen in Chur

Hans Stöckli, früher Stadtpräsident von Biel, heute SP-Ständerat, hat es nicht gern, wenn man deswegen auf seiner Heimatstadt herumreitet. «Der welsche Teil des Jurabogens ist wegen seiner Bevölkerungsstruktur und seiner Industrie stark betroffen. Biel befindet sich deshalb an der Spitze, weil sie aus diesem Gebiet die einzige untersuchte Stadt ist». Tat-

sächlich ergibt sich aus einer vom Internetportal *Watson* erarbeiteten Sozialhilfekarte, dass zum Beispiel La Chaux-de-Fonds vergleichbare Zahlen aufweist. Auch Genf, ein weiterer Kandidat für einen Spitzenplatz, figuriert nicht auf der Liste der untersuchten Städte. «Es bestehen im Rahmen der Städteinitiative Bestrebungen, weitere Städte aus der Romandie von einer Teilnahme zu überzeugen», sagt die Mitverfasserin des Berichtes, Michelle Beyeler.

Aber auch so zeigt der Bericht einen beunruhigenden Trend an: In zwölf von vierzehn untersuchten Städten hat die Zahl der Sozialfälle zugenommen, wobei der Anstieg in Chur drastisch ausfällt, während er etwa in Schaffhausen etwas moderater daherkommt. Kurz: Im Bericht zeichnet sich, etwas zugespitzt formuliert, eine schleichende Verbielerung der Schweiz ab. Gegen eine solche Interpretation wehren sich die Verfasser und Herausgeber des Papiers. «Der Kennzahlenbericht Sozialhilfe der Städteinitiative Sozialpolitik hält keine «Verbielerung der Schweiz»



*Hans Stöckli.*

**Am besten klappt die Integration in den Arbeitsmarkt in kleinen Kantonen.**

fest», betont Katharina Rüegg, die Geschäftsführerin der Städteinitiative Sozialpolitik. «Das Beispiel der Stadt Lausanne zeigt deutlich, dass es Massnahmen zur Senkung der Sozialhilfequote gibt. In Lausanne waren dies zum Beispiel intensive Bildungs- und Arbeitsintegrationsmassnahmen und gezielte Angebote für spezifische Zielgruppen wie Jugendliche, Familien und ältere, ausgesteuerte Arbeitslose. Das hat die Sozialhilfeabhängigkeit dieser Gruppen vermindert.»

Was in Lausanne als Grosserfolg im Kampf gegen steigende Sozialquoten gefeiert wird, beruht auf einem simplen buchhalterischen Trick. Die Gelder werden nicht

mehr unter dem Titel Sozialhilfe, sondern zum Beispiel als Ergänzungsleistungen für Familien ausgezahlt. Das macht die Situation aber nicht besser, im Gegenteil. Eine Ursache für die steigende Zahl von Sozialfällen ist der hohe Ausländeranteil in den untersuchten Städten.

Michelle Beyeler sagt im Gespräch mit der *Weltwoche*, die absolute Zahl der Asylgewäh-



die man jedoch nicht zurückschicken will oder kann.

Diese Leute landen zum Grossteil bei der Sozialhilfe. Das lässt sich auch aus den Statistiken des Staatssekretariats für Migration (SEM) herauslesen. 70 bis 80 Prozent der anerkannten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen im erwerbsfähigen Alter arbeiten demnach nicht. In einzelnen Kantonen in der Romandie sind es sogar 90 Prozent. Am besten klappt die Integration in den Arbeitsmarkt in kleinen Kantonen wie zum Beispiel in Obwalden. Auf die einzelnen Flüchtlingsgruppen heruntergebrochen, sieht das so aus: Bei den Eritreern, der grössten Flüchtlingsgruppe in der Schweiz, betrug die Sozialhilfequote 2015 fast 84 Prozent. Die Syrer haben eine Sozialhilfequote von 87 Prozent. Es sei eine herkulische Aufgabe, diese Leute in den Arbeitsmarkt zu integrieren, sagt Beat Schmocker, Bereichsleiter Soziales bei der Stadt Schaffhausen. Für diese Leute gibt es wenig Stellen – und sie stehen in Konkurrenz mit Tausenden von Grenzgängern.

Vor diesem Hintergrund warnen selbst linke Politikerinnen wie die Stadtberner Sozialvorsteherin Franziska Teuscher (Grüne), deren Partei die Türen weit aufmachen will für Flüchtlinge, vor der Lawine, die unaufhaltsam auf die Schweizer Städte und Gemeinden zurollt. «Es muss uns gelingen, diese Leute dauerhaft in den Arbeitsmarkt zu integrieren, denn ein Leben lang von Sozialhilfe abhängig zu sein, ist keine Perspektive», so Teuscher.

### Hohe Kosten für die Gemeinden

Die Schweizer Sozialhilfe-Hochburg Biel kann ihre Kosten nur deshalb stemmen, weil es in Bern einen Lastenausgleich Sozialhilfe gibt.

Vereinfacht gesagt, heisst das: Kanton und Berner Gemeinden kommen gemeinsam für die Kosten auf. Ein solches Instrument gibt es im Kanton Zürich nicht. Was das bedeuten kann, hat der Fall einer eritreischen Familie in der Gemeinde Hagenbuch im Herbst 2014 eindrücklich gezeigt. Die vielköpfige Familie kostete die Gemeinde Monat für Monat 60 000 Franken, was die Finanzen von Hagenbuch arg in Schieflage brachte. «Die Asylkoordination in Zürich stellt Asylbewerber wie ein Paket vor der Türe der Gemeindeverwaltung ab», kritisiert Hagenbuchs Gemeindepräsidentin Theres Schläpfer. «Und wir sollen dann in kurzer Zeit eine geeignete



Franziska Teuscher.

### Sommaruga trommelt weiterhin für eine offene Schweiz.

Lösung finden. Solche Leute kosten uns gewaltige Summen.» Der Bund hat in einem Bericht kürzlich berechnet, dass die Kosten der Sozialhilfe innerhalb von zehn Jahren von 1,7 Milliarden auf 2,6 Milliarden Franken gestiegen sind. Das allein ist schon viel Geld. Aber ob in diese Berechnungen tatsächlich alle Kosten eingeflossen sind, ist eher unwahrscheinlich. Die *Weltwoche* hat, gestützt auf Unterlagen von Spezialisten, eine Vollkostenrechnung angestellt. Demnach verursacht ein Eritreer, der mit zwanzig Jahren in die Schweiz kommt, zuerst Sozialhilfe bezieht, später eine AHV-Rente und Ergänzungsleistungen bekommt, Kosten von gegen 4 Millionen Franken. Darin enthalten sind nicht bloss die materielle Grundsicherung, sondern auch Leistungen wie Zahnarzt, Möbel, Anwälte, Versicherungen und so weiter.

Die Probleme sind hausgemacht. So setzte die Asylrekurskommission 2005 durch, dass die Schweiz als erstes Land bei Eritreern die Dienstverweigerung als Asylgrund anerkannte. Das machte die Schweiz zu einem Magnet für Eritreer. Der Flüchtlingsstrom aus dieser Region hält bis heute an. Und Justizministerin Simonetta Sommaruga trommelt weiterhin für eine offene Schweiz. Nach ihrer Reise nach Niger erklärte sie gegenüber der *NZZ am Sonntag*: «Die Schweiz ist bereit, die Teilnahme an einem neuen Resettlement-Programm zu prüfen.» Sommaruga will weitere Flüchtlinge via Niger in die Schweiz einfliegen. Damit löst die Justizministerin eine weitere Welle an künftigen zusätzlichen Sozialhilfebezügern aus. ○

rungen habe sich ab 2008 gegenüber den Jahren zuvor (2003–2007) teilweise mehr als verdoppelt. Das spiegelt sich jetzt teils auch in der Sozialstatistik. Das dicke Ende kommt erst.

### Nächste Welle an Sozialhilfebezügern

Der hohe Zustrom an Asylsuchenden in den Jahren 2014, 2015 und 2016 wird sich nämlich erst ab 2020 in den Büchern von Kantonen und Gemeinden niederschlagen – wenn die anerkannten Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommenen in die finanzielle Obhut der Kantone und Städte entlassen werden. So stellten 2015 39 523 Personen ein Asylgesuch in der Schweiz, 15 758 mehr als 2014. Im Jahr 2016 wurden in der Schweiz 27 207 Asylgesuche gestellt. Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass rund 50 Prozent dieser Asylbewerber entweder als anerkannte Flüchtlinge oder als vorläufig Aufgenommene in der Schweiz bleiben werden. Zum besseren Verständnis: Bei den vorläufig Aufgenommenen handelt es sich um Asylsuchende, deren Gesuch zwar abschlägig behandelt wurde,



Michelle Beyeler.

### Im Jahr 2016 wurden in der Schweiz 27 207 Asylgesuche gestellt.

**DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN**

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)

**itjobs.ch**  
KARRIERE AUF SICHER

# Spieß-Hegglin angeklagt

Die Staatsanwaltschaft des Kantons Zug erhebt Anklage gegen Jolanda Spiess-Hegglin. Die ihr vorgeworfenen Delikte in der «Zuger Sexaffäre» lauten: üble Nachrede (mehrfach), Verleumdung (mehrfach) und falsche Anschuldigung. Von Philipp Gut

Die Staatsanwaltschaft des Kantons Zug, erste Abteilung, legt Jolanda Spiess-Hegglin verschiedene strafbare Handlungen zur Last, die sie zum Teil mehrfach begangen haben soll. Spiess-Hegglin habe, so heisst es in der vierzehnteiligen Anklageschrift vom 7. November 2017, «mehrfach jemanden bei einem andern eines unehrenhaften Verhaltens beschuldigt, mehrfach eine solche Beschuldigung weiterverbreitet, mehrfach jemanden wider besseres Wissen bei einem andern eines unehrenhaften Verhaltens beschuldigt, mehrfach eine solche Beschuldigung wider besseres Wissen weiterverbreitet, einen Nichtschuldigen wider besseres Wissen bei der Behörde eines Verbrechens beschuldigt, in der Absicht, eine Strafverfolgung gegen ihn herbeizuführen».

Zur Erinnerung: Die «Zuger Sexaffäre» wurde in den Weihnachtstagen 2014 publik und beschäftigte Medien und Öffentlichkeit über Monate. An der Feier zu Ehren des neuen Landammanns war es zu einer intimen Annäherung zwischen der grünen Kantonsrätin Jolanda Spiess-Hegglin und SVP-Kantonalpräsident Markus Hürlimann gekommen. Nach einer Anzeige von Spiess-Hegglin wurde Hürlimann verhaftet, eine Nacht in der Zuger Strafanstalt festgehalten und vom *Blick* national bekannt gemacht. In den Medien und auf sozialen Netzwerken wurde der schlimme Verdacht erhoben, Hürlimann habe Spiess-Hegglin mit K.-o.-Tropfen gefügig gemacht und geschändet.

Die schweren Anschuldigungen beschädigten Hürlimanns Ansehen massiv und kosteten ihn das Amt des Parteipräsidenten, Parteikollegen forderten sogar seinen Ausschluss aus der SVP. Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen ihn, fand jedoch keinen Beleg und kein Indiz für ein strafbares Verhalten. Weder medizinische Untersuchungen noch mehrere gerichtsmedizinische Gutachten, noch die Zeugenaussagen hätten auf eine strafbare Handlung hingewiesen. Aufgrund dieser Ermittlungsergebnisse stellte die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Hürlimann im August 2015 ein.

## Üble Nachrede

Umstritten blieb die Rolle, die Jolanda Spiess-Hegglin in dem Fall spielte. Die Staatsanwaltschaft Zug kommt zu einem klaren Befund: Spiess-Hegglin sei nicht Opfer einer Tat, die Markus Hürlimann begangen habe, sondern

## Bei Hürlimann fand die Staatsanwaltschaft kein Indiz für ein strafbares Verhalten.

Täterin. Dabei geht es einerseits um die Straftatbestände der mehrfachen üblen Nachrede gemäss Art. 173 Ziff. 1 StGB und der mehrfachen Verleumdung (Art. 174 Ziff. 1 StGB). Andererseits soll sich Spiess-Hegglin laut Staatsanwaltschaft der falschen Anschuldigung (Art.

303 Ziff. 1 StGB) schuldig gemacht haben. Es gilt die Unschuldsvermutung.

Im Anklagepunkt der üblen Nachrede wirft die Staatsanwaltschaft Spiess-Hegglin vor, durch diverse Äusserungen in Medien und sozialen Netzwerken den Eindruck erweckt zu haben, Markus Hürlimann sei «der Täter des von Jolanda Spiess behaupteten Deliktes gegen deren sexuelle Integrität» (Seite 3 der Anklageschrift). Spiess-Hegglin habe «somit den Ruf von Markus Hürlimann verletzt, ein ehrbarer Mensch zu sein, d.h. sich so zu benehmen, wie nach allgemeiner Anschauung ein charakterlich anständiger Mensch sich zu verhalten pflegt».

Spiess-Hegglin habe gegenüber Dritten weiter den Eindruck erweckt, «dass sich Markus Hürlimann der Vergewaltigung schuldig gemacht hat». Auch dies verletze Hürlimanns Ruf.

Ebenfalls als justiziabel wertet die Anklage Spiess-Hegglin's Behauptung, Hürlimann habe ihr «K.-o.-Tropfen resp. eine andere Droge verabreicht» (Seite 5 der Anklageschrift).

Spiess-Hegglin hielt an diesen Aussagen fest, auch nachdem die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Hürlimann eingestellt hatte. So sprach sie am 7. September 2015 auf *zomin.ch* von «Vergewaltigung» und einem «Sexualdelikt». Die Staatsanwaltschaft: «Dadurch, dass Jolanda Spiess behauptet, dass

— es sich bei dem an ihr verübten Delikt um eine Vergewaltigung gehandelt habe, — sich Markus Hürlimann schuldig gemacht habe, dessen Schuld sich aber nicht habe beweisen lassen,

— sich Markus Hürlimann eines Sexualdelikts schuldig gemacht habe, wird beim durchschnittlichen Leser der Eindruck erweckt, dass Markus Hürlimann der Täter des von Jolanda Spiess behaupteten Deliktes gegen deren sexuelle Integrität sei.» Dies verletze seinen Ruf.

## Verleumdung

Die Staatsanwaltschaft des Kantons Zug klagt Jolanda Spiess-Hegglin überdies der mehrfachen Verleumdung an. Sie wirft ihr vor, ehrverletzende Aussagen gemacht zu haben, «obwohl sie genau wusste, dass diese Aussagen nicht der Wahrheit entsprechen» (Anklageschrift, Seite 3).

Ein Beispiel: Spiess-Hegglin und ihr Sprecher behaupteten, die Ärzte hätten bei ihr Unterleibsverletzungen festgestellt, die gemäss

l nach der Land-  
jbt derzeit in  
weiz zu reden.  
er beiden Be-  
rsprechen sich.

ten Samstag an der  
bloss in Markus Hür-  
landa Spiess-Hegglin  
beiden lebten den  
ander wie zwei frisch  
it politisch haben die  
u gar nicht auf der  
ist Präsident der SVP  
ie Co-Präsidentin der  
rünün. Die versam-  
rominenz schüttelte  
beiden unisono den  
dachte an den mög-  
den Spiess und Hür-  
Ehen und Familien

n Paar?» Dies fragte  
ntonsrat die beiden  
er unserer Zeitung  
rt. «Sie haben auf  
ur gelacht», sagt der  
r Autor dieser Zeilen  
ge des Auftritts der  
enten – sowohl wäh-  
f. ...



Als der Abend noch jung war:

Boml  
und s

LANDAN  
der Stadt  
zahlte La  
Woche z  
begannt  
gemeind  
bei das  
soeto, die  
Musik. N  
präsident  
Tändler  
Gäste ab  
beim Lar  
gen das  
fest veru  
Partyschil  
Die an  
te sich a  
und Desu  
hol floss  
als gewis  
wollen) n  
die sich i  
füllen be  
vornehm  
gar keine

«Absack  
Auf de  
verschie  
mannigfa  
als metat



«Ich müsste ihn anzeigen»: Jolanda Spiess-Hegglin.

deren Aussagen offenbar oft im Zusammenhang mit K.-o.-Tropfen stehen. Dies entspricht nicht der Wahrheit, schreibt die Staatsanwaltschaft, und Spiess-Hegglin wisse das. Fakt sei, dass im Bericht des Kantonsspitals vom 16. Januar 2015 betreffend ärztliche Untersuchung ausgeführt werde, «dass keinerlei Verletzungen, weder im Genital- noch im Analbereich, von Jolanda Spiess festgestellt worden seien». Zudem habe Spiess-Hegglin in der Videobefragung vom 22. Dezember 2014 gesagt, «dass die Ärzte die Untersuchung nicht kommentiert hätten».

Ein weiterer zentraler Punkt, bei dem Spiess-Hegglin laut Staatsanwaltschaft wesentlich die Unwahrheit sagte, ist die Behauptung, sie sei mit K.-o.-Tropfen gefügig gemacht worden. So schrieb sie am 21. Dezember 2014 zwischen 19.19 und 20.06 Uhr an Remo Hegglin, den Götti eines ihrer Kinder, der ebenfalls an der Landammannfeier dabei gewesen war und laut Zeugenprotokoll nie den Eindruck hatte, Spiess-Hegglin habe etwas gegen ihren Willen getan, sie sei bis jetzt im Spital gewesen: «war wohl so wie vermutet. kotropfen oder eine andere droge.» Darauf Remo Hegglin: «Da wird Markus Hürlimann staunen.» Dann wieder Spiess-Hegglin: «ich müsste ihn anzeigen.» Und er: «Ich hoffe sehr, dass du das tust.»

Die Staatsanwaltschaft stellt fest, Spiess-Hegglin habe die ehrverletzende Aussage, dass K.-o.-Tropfen oder andere illegale Substanzen im Spiel gewesen seien, getätigt, «obwohl sie genau wusste, dass diese Aussage nicht der Wahrheit entspricht». Zu diesem Befund komme sie, die Staatsanwaltschaft, weil:

— im Bericht des Zuger Kantonsspitals keine solche Feststellung gemacht worden sei,

— Spiess-Hegglin selber gesagt habe, «nur mässig Alkohol konsumiert zu haben und somit eine Erinnerungslücke verursacht durch Alkoholkonsum ausscheidet»,

— «weder im Blut noch im Urin von Jolanda Spiess eine Substanz gefunden werden konnte, welche die von ihr behauptete Erinnerungslücke erklären würde»,

— gemäss Gutachten des Gerichtsmedizinischen Instituts St. Gallen ein abrupt einsetzender Gedächtnisverlust «ohne entsprechende Begleitsymptome (motorische Störungen, Einschränkung der Bewusstseinslage) nicht typisch für GHB [Wirkstoff in K.-o.-Tropfen, die Red.] ist»,

— «in den Haaren von Jolanda Spiess kein GHB nachgewiesen werden konnte»,

— «aufgrund des salzigen bis seifigen Geschmacks von GHB nicht ohne Weiteres vorstellbar ist, dass eine wirksame Menge davon

im Rotwein gänzlich unbemerkt aufgenommen werden kann»,

— «zumindest irgendwelche Abbauprodukte in der sichergestellten Urinprobe von Jolanda Spiess zu erwarten gewesen wären, wenn eine andere Substanz als GHB im Spiel gewesen wäre»,

— «es aufgrund dieser Fakten keine Erklärung für den von Jolanda Spiess geltend gemachten «Filmriss» gibt»,

— «aufgrund der Akten keine Indizien vorliegen, dass Jolanda Spiess am fraglichen Abend verhaltensauffällig war» (Anklageschrift, Seite 5f.).

### Falsche Anschuldigung

Neben der mehrfachen üblen Nachrede und der mehrfachen Verleumdung beschuldigt die Staatsanwaltschaft Jolanda Spiess-Hegglin zusätzlich der falschen Anschuldigung. Spiess-Hegglin habe dem Spital angegeben, «dass sie den Verdacht hege, unter dem Einfluss von

---

**Fest stehe schon heute, dass «eine Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren beantragt wird».**

---

K.-o.-Tropfen sexuell missbraucht worden zu sein. Weiter gab Jolanda Spiess gemäss IRM-Protokoll («Untersuchung nach Gewalt gegen die sexuelle Integrität») den Ärzten des Zuger Kantonsspitals an, dass es zu Gewaltanwendung und zu einer Immissio gekommen sei, und bezeichnete Markus Hürlimann als mutmasslichen Täter. Weiter stellte Jolanda Spiess am 22. 12. 2014 Strafanzeige und Strafantrag gegen Markus Hürlimann wegen Schändung und bezeichnete diesen als beschuldigte Person dieser angeblich an ihr begangenen Schändung» (Anklageschrift, Seite 6f.).

### Das Strafmass

Spiess-Hegglin habe Hürlimann dieses Verbrechens beschuldigt, obwohl sie genau gewusst habe, dass er dieses Verbrechen nicht begangen habe. Wörtlich heisst es in der Anklageschrift: «Somit beschuldigte Jolanda Spiess gegenüber der zuständigen Behörde Markus Hürlimann einer Schändung, obwohl Jolanda Spiess genau wusste, dass sie zum Zeitpunkt des von ihr behaupteten Vorfalls weder urteilsunfähig noch zum Widerstand unfähig war und somit genau wusste, dass sich Markus Hürlimann keiner Schändung schuldig gemacht hat.»

Zum geforderten Strafmass schreibt die Staatsanwaltschaft: Die Anträge zu den Sanktionen werde sie an der Hauptverhandlung vor Gericht stellen. Es könne aber «bereits zum jetzigen Zeitpunkt gesagt werden, dass eine Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren beantragt wird».

Entscheiden werden die Gerichte. ○



«Ein wenig im Bahnparadies»: SBB-Chef Meyer.

## Lieb und teuer

SBB-Chef Andreas Meyer will die Bahn vor Konkurrenz schützen und verhindern, dass das Streckennetz auseinandergerissen werden könnte. Er muss vor allem die Steuerzahler bei Laune halten. *Von Beat Gygi*

Er ist Chef eines Unternehmens, das dem Schweizer Volk lieb und teuer ist – und die Spannung zwischen diesen beiden Worten macht einen wichtigen Teil seines Berufes aus. SBB-Chef Andreas Meyer führt einen Betrieb, der in der Schweiz jeden Tag gut 1,2 Millionen Pendler von Bahnhof zu Bahnhof fährt, etwa doppelt so viele wie im Jahr 2000, und von ihnen möglichst gute Bewertungen erhalten möchte, ja geliebt werden will. Die gleichen SBB müssen aber jeden Monat die Löhne für gut 33 000 Mitarbeiter verdienen, die Kosten für Rollmaterial, Unterhalt des Schienennetzes und der Anlagen bezahlen und somit ihre Passagiere und Frachtkunden entsprechend zur Kasse bitten.

Viele Leute empfinden die Billette als teuer, dabei ist das noch gar nicht der ganze Preis. Zählt man die Unterstützung aus den öffentlichen Kassen dazu, kommt der Schienenverkehr deutlich teurer zu stehen, als es ober-

flächlich den Anschein macht. Denn müsste die Bahn alle Kosten selber aus ihren Einnahmen decken, müsste man für die Fahrkarten etwa doppelt so viel bezahlen wie heute.

### Der härtere Job

Wer etwas Begehrtes im Grunde zu billig anbietet, muss mit Stress und Spannungen umgehen können. Der Chef einer Schraubenfabrik im freien Markt kann es getrost den Marktkräften überlassen, den Ausgleich zwischen «lieb» und «teuer» herzustellen, das nennt sich Preisfindung. Er kann sagen: «Der Markt macht unsere Preise», und sich darauf konzentrieren, möglichst gute Leute einzustellen, die Produktion effizient zu organisieren, Leidenschaft in den Vertrieb zu bringen und den Erfindertypen im Betrieb genug Spielraum zu geben. Ganz anders sieht es für Meyer aus, er ist Chef eines politischen Unternehmens mit Monopolstel-

lung, bei dem die angebotenen Leistungen, die Billettpreise, Frachttarife, Löhne – auch Meyers Gehalt – oder die Mitarbeiterzahl stark politisch bestimmt werden. Die Hälfte der Belegschaft ist in der Gewerkschaft SEV organisiert.

In solchen Verhältnissen hängt es auch vom CEO ab, wie die politischen Aushandlungsprozesse laufen und die Ergebnisse aussehen. So gesehen, hat Meyer einen härteren Job als ein Konzernchef in der freien Wirtschaft. Er muss viel mehr Anspruchsgruppen oder Stakeholder im Auge behalten und bei Laune halten als der Chef des Schraubenherstellers. Der 56-jährige Meyer handelt stark politisch. Er wurde Mitte 2006 zum Nachfolger von Benedikt Weibel gewählt, ist also schon seit bald elf Jahren an der SBB-Spitze. Damals hiess es in Gewerkschaftskreisen, der Generaldirektor trete ab, jetzt komme der CEO. Von der Ausbildung her ist Meyer Jurist mit Anwaltspatent und MBA-Abschluss.

Die berufliche Karriere begann er 1990 als Rechtskonsulent bei ABB Schweiz, 1996 wurde er Chef des deutschen Industrieunternehmens Babcock, kurz darauf ging er zur DB Energie der Deutschen Bahn, wo er 2000 die Leitung übernahm. 2004 wurde er Geschäftsleiter der DB Stadtverkehr und kam 2005 in die Konzernleitung der Deutschen Bahn AG.

Meyer hat bei seiner Rückkehr in die Schweiz also aus einer marktnäheren in eine marktfornere Sphäre gewechselt. In Deutschland hat er Markteintrittsstrategien unter anderem für S-Bahnen erarbeitet, in der Schweiz geht es eher darum, die SBB als Gesamtsystem vor einem Zerlegen oder vor allzu gefährlichen Eindringlingen zu schützen. Anders als vor zehn Jahren, so Meyer, habe man heute die gesamte Mobilitätskette im Auge. Es reiche nicht, nur Eisenbahn zu fahren, weil der Weg von Tür zu Tür meist auch Tram, Bus, Auto, selbstfahrende Fahrzeuge und anderes einschliesse. Innovative Lösungsansätze seien nötig, um die Mobilitätsträger miteinander zu vernetzen. Mehrere Jahre lang haben die SBB nun mit zahlreichen Stakeholdern die Frage behandelt, welche Veränderungen in der Mobilitätswelt zu erwarten seien.

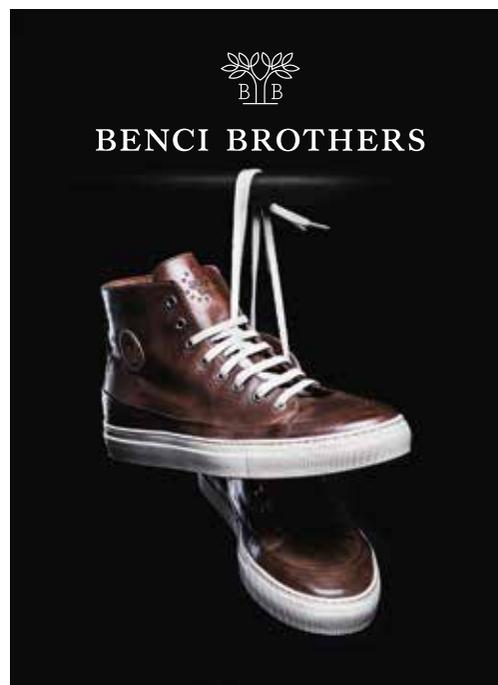
### Man kommt ins Staunen

Besonders sorgfältig muss Meyer im Grunde darauf achten, die Steuerzahler immer wieder in günstige Stimmung zu bringen, da sie ja die stillen Beitragszahler sind, die wie Gönner Geld in die Kasse bringen, ohne direkte Gegenleistungen zu beziehen. Und es gibt noch frappierendere Unterschiede zu normalen Unternehmen; betrachtet man die SBB aus Distanz, kommt man aus dem Staunen fast nicht heraus. Dieses landesumspannende Mobilitätssystem läuft im Regionalverkehr mit einer durchschnittlichen Auslastung der Transportkapazitäten von 20 Prozent, im Fernverkehr im Durchschnitt mit einer Auslastung von 30 Prozent. Die Bahnkunden interessieren sich allerdings nicht für den Durchschnitt, sondern nehmen vor allem die Spitzenbelastungen wahr, während deren sie im Zug keinen Sitzplatz finden. Die hohen Kosten einer geringen Durchschnittsauslastung machen eher den Steuerzahlern Sorgen und bringen bei ihnen die Frage auf, ob sie weiterhin als derart grosszügige Gönner auftreten wollen.

Gerade eben haben die SBB vom Bund eine Art Geschenk versprochen erhalten, das als Anerkennung durch die Steuerzahler verstanden werden kann, das aber auch Vorgaben mit sich bringt. Die SBB-Spitze begrüsst die Botschaft des Bundesrats, dass er bis 2035 weitere 11,5 Milliarden Franken in das Bahnnetz investieren will, um die Transportkapazität auf den Schweizer Schienen auszuweiten. «Von aussen gesehen, leben wir heute ein wenig im Bahnparadies, 11,5 Milliarden Franken ist ein unglaublich hoher Betrag, den wir laut Bundesratsvorschlag jetzt zusätzlich erhalten sollen», meint

Meyer dazu im Gespräch. Klar, der Ausbau des Netzes an wichtigen Stellen sei ein zentrales Anliegen der SBB, aber es sei auch eine grosse Herausforderung, das Geld möglichst sinnvoll auszugeben. Und die damit verbundenen Pflichten bedeuteten, dass für 100 Millionen Franken Investitionen in Infrastruktur jährliche Unterhaltskosten von 4 Millionen Franken, also 4 Prozent, zu tragen seien.

Aber im heutigen «Bahnparadies» sieht die SBB-Führung eine Art Grenzen des Wachstums: Sie will den zusätzlichen Einsatz öffentlicher Mittel nun so gering wie möglich halten, damit nicht Tariferhöhungen für Passagiere und Güter nötig werden, die Unmut unter den Kunden und damit auch unter den Steuerzahlern hervorrufen. Im Zusammenhang mit den Ausbauplänen hat der SP-Ständerat Paul Rechsteiner die Preis-«Sen-



sibilität» der SBB-Führung gelobt und gefordert: «Zugfahren muss für die breite Bevölkerung erschwinglich bleiben.» Die SBB halten sich aber nicht nur wegen der Kundenseite zurück, sondern auch, weil sie etwas nervös auf die Konkurrenz blicken. Meyer sagt es so: «Wir müssen schauen, dass das Preis-Leistungs-Verhältnis für Kunden, Bund und Kantone so ist, dass wir konkurrenzfähig bleiben gegenüber den anderen Mobilitätsträgern. Diese werden ihre Effizienz steigern. Im Gütertransport rechnet man damit, dass die Strasse bis im Jahr 2040 um 40 Prozent effizienter werden kann. Das heisst, dass wir im Güterverkehr auch zulegen müssen.»

In diesem Wettbewerb der Mobilitätsträger sind Einsparungen ein Teil der Fitnesskur, Meyer will bis 2020 jährlich wiederkehrend rund 1,2 Milliarden Franken an Kosten aus dem gesamten Unternehmen herausnehmen. Gleichzeitig will man da ausbauen, wo man sich stark

fühlt. Im Rahmen einer Fernverkehrskonzeption sollen Rollmaterial, Einsatzplanungen, Personaleinsatz und Zusammenarbeit mit anderen verbessert werden. «Die SBB werden im Fernverkehr weiter das Netz verdichten, das wird schweizweit zu einer engvernetzten S-Bahn», sagt Meyer. Der Halbstundentakt wird zur Norm, und auf nachfragestarken Strecken schaltet man den Rhythmus auf den Viertelstundentakt hoch. Wenn man so etwas kundenorientiert konstruiert, müsse man alles gut aufeinander abstimmen, sagt Meyer. Ein solches Netz dürfe man nicht auseinanderreissen, denn das würden die Kunden bald spüren, von der Qualität wie von den Kosten her.

### Und die selbstfahrenden Fahrzeuge?

Das ist im Grunde das Rezept der SBB-Führung zur Verteidigung gegen Konkurrenz: das Netz in der Hand behalten und nicht aufreissen lassen. Die BLS soll nicht zu sehr ins Fernverkehrsnetz eindringen dürfen, Fernbusse sollen nicht zu viel Raum gewinnen. Das Frachtgeschäft Cargo soll nur behutsam für Dritte geöffnet werden. Meyer betont: «Das Netz auseinanderzureissen,

Ein solches Netz dürfe man niemals auseinanderreissen, denn das würden die Kunden bald spüren.

würde einfach bedeuten die Netzeffekte zu zerstören. Das ist unsere klare Position. Man muss aufpassen, wenn man in einem gutfunktionierenden Uhrwerk plötzlich etwas zu verändern beginnt, dann bleibt dann ab und zu vielleicht der Sekundenzeiger stehen. Das können wir uns in unserem System nicht leisten.»

Verlieren denn die Bahnhöfe mit der ganzen Modernisierung der Mobilitätsketten und Fahrzeuge nicht an Bedeutung? Da wird Meyer temperamentvoll: «Wenn Sie in Zürich den Bahnhof Löwenstrasse in Richtung Olten verlassen in einem Zug von 400 Metern Länge mit 1200 Leuten an Bord und auf der Höhe Hardturm mit 160 Stundenkilometern über die Brücke fahren – da sehen Sie: Selbstfahrende Mobilität wird nie so viele Leute in derartiger Geschwindigkeit mit dieser Zuverlässigkeit vorbei an Staus in die Zentren bringen können. Das macht uns im Moment keine Sorgen.»

Welche Rolle spielen denn die Immobilien in Zukunft? Auch das macht Meyer keine Sorgen, die regelmässigen Risikobetrachtungen würden zeigen, dass die SBB-Immobilien an guten Lagen und also sehr gefragt seien. Im Immobilienmarkt zähle die Lage – und damit sei man auch aus historischen Gründen sehr gut ausgestattet. Zudem zahlten die Immobilien jedes Jahr 150 Millionen Franken an die Infrastruktur und leisteten auch Darlehen zur Pensionskassensanierung. Ohne diese Beiträge könnte man sich die Bahn so nicht leisten, die Immobilien seien ein unverzichtbarer Pfeiler der SBB. ○

# News zu Wirtschaft und Börse gibt's überall. Die Analyse durch 40 Experten nur bei uns.

Jetzt Digital-  
Abo testen!  
**5 Wochen für  
nur CHF 25.-**  
[investieren.fuw.ch](http://investieren.fuw.ch)

---

## Investieren Sie in Ihr Wissen.

---

Momentum ist das A und O der Börse. Deshalb versorgen wir Sie online mit News, analysieren die relevanten Ereignisse rund um Märkte und Firmen und machen für Sie erste Einschätzungen und vertiefte Analysen. Eine umfassende Aufbereitung der wichtigsten Themen finden Sie mittwochs und samstags im Print – alles verfasst von der stärksten Wirtschaftsredaktion der Schweiz.

---

# Zürichs barocker Beamtenpalast

Im prachtvollsten Gebäude des Kantons residiert die Verwaltung.

Was nach Satire klingt, ist in Zürich Realität.

Von Christoph Mörgeli

Pomp und Prunk vom Feinsten umgibt seit 2014 das gute Dutzend Angestellte der kantonalzürcherischen Parlamentsdienste. Als die juristischen Lehrstühle aus dem barocken Palais Rechberg ausgezogen waren, «zeigten die Parlamentsdienste des Kantonsrates Interesse an Räumlichkeiten im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss». Ziemlich sicher hätten noch viele andere Mitmenschen Interesse gezeigt, ihre Büros in dem Repräsentationsbau zu beziehen. Wer möchte nicht an zentraler Lage, auf feinstem Parkett, neben kunstvollen Wandmalereien, inmitten von glänzendem Nussbaumtäfel unter reichen Stuckdecken arbeiten? Nur müssten Normalsterbliche die Kosten für solche Herrlichkeit selber tragen. Im Falle der Parlamentsdienste kommen praktischerweise die Steuerzahler für die exklusiven Arbeitsplätze auf. Neben den Parlamentsdiensten war offenbar keine andere Zürcher Verwaltungseinheit so dreist, sich ein schlossartiges Gebäude unter den Nagel reissen zu wollen.

## Parlamentarier in Gesindehäusern

Die Parlamentsangestellten arbeiten seit nunmehr drei Jahren an diesem «Ort der Entspannung inmitten der Stadt». In den Pausen können sie sich im geräumigen zugehörigen Rokokopark ergehen, «einer der prächtigsten Gartenanlagen in der Stadt Zürich».

Während die Zürcher Parlamentsverwaltung den Grossteil des «in einstiger Herrschaftlichkeit» wiederhergestellten Hauptgebäudes in Beschlag nahm, wurden die Sitzungszimmer des Parlaments ins enge «Kutscherhaus», das Café ins «Packhaus» ausgelagert. Die formell oberste Kantonsbehörde tagt in jenen Räumlichkeiten, die einst für das Gesinde erbaut worden sind. Allein schon dieser Umstand ist bezeichnend für eine aus den Fugen geratene Auffassung unserer Staatshierarchie. Wer plant, befiehlt. Und in der Regel ist es die Verwaltung, die plant.

Die Räume des Palais nebst zwei kleineren Nebengebäuden und Gartenanlage – als Ensemble ein Baudenkmal von nationaler Bedeutung – waren zuvor für 21,6 Millionen Franken restauriert worden. Den Projektwettbewerb hatte das ebenso renommierte wie teure Architekturbüro von Tilla Theus gewonnen. Und nun ging's ans Klotzen statt ans Kleckern. Die



«Ort der Entspannung»: das Haus zum Rechberg in Zürich.



Für 19,5 Millionen restauriert: das prunkvolle Innere des Rechbergs.

von Theus bevorzugten Leuchter, die an gläserne Aschenbecher erinnern, finden sich ebenso wie festliche Vorhänge aus Tüll mit Pailletten oder extragestaltete Tische und Stühle nach «Zürcher Design». Es ging der Architektin darum, dem Gebäudekomplex «innen und aussen den Wert eines Juwels» zurückzugewinnen.

Baudirektor Markus Kägi (SVP) schrieb in der Broschüre zur Wiedereröffnung der Räumlichkeiten immerhin, es sei in einem demokratischen Gemeinwesen mit getrennten Gewalten «streng genommen ein Widerspruch», «in diesem Denkmal, auf dieser Bühne den heutigen Kanton Zürich repräsentieren zu wollen». Kantonsbaumeister Matthias Haag stellte klar, «dass nur eine aufmerksame Instandsetzung und Erneuerung auf sehr hohem denkmalpflegerischem und gestalterischem Niveau» infrage gekommen sei. Noch klarer ausgedrückt: Nur das Beste war gut genug. Zuvor hatten die Parlamentsdienste achtzehn Jahre lang ein be-

scheidenes Dasein Tür an Tür mit der Staatskanzlei verbringen müssen. Treibende Kraft für den räumlichen Aufstieg war der mächtige Chef der Parlamentsdienste, Moritz von Wyss. Dem Sozialdemokraten gelang damit der Sprung in die Sphären seiner Ahnen: David von Wyss hat den Stadtstaat als Bürgermeister regiert. Der gnädige Herr musste 1798 seine aristokratische Allmacht allerdings an die Untertanen abgeben.

Neben dem Zunfthaus zur Meisen an der Limmat gilt das 1770 vollendete Haus zum Rechberg am Hirschengraben 40 als Höhepunkt einer prunkvollen Baukultur, wie sie im sittenstrengen Zürich gerade noch möglich war. Im Vergleich zum einige Jahre zuvor vom gleichen Architekten David Morfer erbauten «Zunfthaus zur Meisen» gilt der «Rechberg» als architektonisch noch glücklicherer Wurf. Das Palais entstand auf dem Grundstück des damals reichsten Zürcher Bürgers. Dessen Tochter Anna Werdmüller-Oeri konzipierte das «Haus zur Krone» (wie es ursprünglich hiess) als Wohnhaus, wobei die repräsentativsten Räume im zweiten Stock für grosse Gesellschaften vorgesehen waren. Jahrzehntlang nutzte Junker Hans von Reinhard das Haus als Wohn- und Amtssitz. Er war von

1803 bis 1831 Zürcher Regierungspräsident, Tagsatzungsgesandter und Landammann der Schweiz. Von 1839 bis 1866 besass die Familie Schulthess von Rechberg das Gebäude.

Erst im Jahr 1899 ging der «Rechberg» von Privat- in Kantonsbesitz über. Man könnte nun die Frage aufwerfen: Ist nicht eine Verwaltungsnutzung besser als gar keine? Braucht der Regierungsrat nicht repräsentative Räume, wie er sie im zweiten Stock tatsächlich betreibt? Näherliegend wäre die Gegenfrage: Warum wird das Palais nicht an private Interessenten veräussert oder vermietet, wo es doch von Privaten erstellt und 130 Jahre lang genutzt wurde?

Doch Moritz von Wyss hat für seine Parlamentsdienste womöglich noch ehrgeizigere Ziele ins Auge gefasst. Er gilt jedenfalls als energischer Befürworter eines modernen Zürcher Parlamentsneubaus. Dann könnte er das historische Rathaus in der Limmat auch noch für seine Verwaltung kapern. ○



Der Schein trügt: Bankiersfamilie Grangier in «Quartier des banques».

## Doppeltes Bankgeheimnis bei der SRG

Das Westschweizer Fernsehen rollt in einer brillanten Krimiserie die Bankenkrise von 2012 auf. Das Deutschschweizer Publikum bleibt aussen vor. Weil SRF einen eigenen Banken-Zweiteiler nicht konkurrenzieren möchte. *Von Rico Bandle*

Die SRG betont gerne, wie wichtig sie sei für den Zusammenhalt des Landes. Und doch werkeln die Sender jedes Landesteils mehrheitlich für sich. Die Deutschschweiz hat ihre hochgelobte Krimiserie «Wilder», derweil im Westschweizer Fernsehen RTS diese Woche der sechsteilige Banken-Thriller «Quartier des banques» startet. Eine Serie von internationalem Format mit brisantem Inhalt: Es geht um die Vorgänge in einer Genfer Privatbank während der Bankenkrise 2012, als die USA die Schweizer Geldhäuser ins Visier nahmen, Bankberater sich auf Auslandsreisen vor Verhaftungen fürchten mussten, das Bankgeheimnis sich unwider-ruflich aufzulösen begann.

Im Zentrum des Geschehens steht die fiktive Genfer Privatbank Grangier, seit Generationen in Familienbesitz, von vermögenden Kunden weltweit geschätzt für ihre Diskretion. Der junge Direktor Paul Grangier wird eines Mor-

gens bewusstlos in seiner Villa am Genfersee aufgefunden, nachdem er am Abend zuvor noch bei einer feierlichen Zeremonie zum Privatbankier des Jahres ausgezeichnet worden war. Hat sich der Diabetiker mit dem Insulin vertan? Oder handelt es sich etwa um einen Mordversuch?

An Motiven für ein Kriminaldelikt fehlt es nicht: Pauls Bruder Alexandre wollte schon immer Bankdirektor werden, doch der Vater vertraute die Leitung dem anderen Sohn an, der nur widerwillig in den elterlichen Betrieb einstieg. Da sind russische Kunden, in deren Schliessfach angeblich 50 Millionen Franken fehlen. Und da sind ominöse Gestalten im Umfeld des Saubermanns Paul Grangier, die darauf hinweisen, dass wohl einiges im Argen liegt. Erstaunlicherweise hat Paul vor dem Unfall oder Attentat per Verfügung festgehalten, dass nicht sein Bruder und Vollblutbanker Alexandre die Leitung der Bank übernehmen sollte, son-

dern seine Schwester Elisabeth, die noch nie etwas mit der Bank zu tun hatte.

So weit handelt es sich um einen normalen Banken-Thriller – mit allem, was dazugehört: Callgirls, Kokain und millionenschwere Deals. Und dies vor der eindrücklichen Kulisse Genfs mit den vielen Luxushotels an der Seepromenade und dem Jet d'eau. Man begeht hier nicht denselben Fehler wie beim Schweizer «Tatort», der zwar im pittoresken Luzern spielt, bei dem die Filmemacher aber jede Anstrengung unternehmen, möglichst nur die paar schäbigen Ecken der Stadt ins Bild zu rücken. Nein, hier wird geklotzt, auch optisch, wie bei den amerikanischen Vorbildern, und das ist gut so.

Brisanz erhält die Serie durch den realen politischen Hintergrund: Nachdem die Geldhäuser mit dem Bankgeheimnis jahrzehntelang eine Lizenz zum Geldverdienen hatten, müssen sie nun zusehen, wie das Geschäftsmodell vor

ihnen zusammenbricht. Immer mal wieder werden Ausschnitte aus echten Fernsehnachrichten aus jener Zeit eingespielt, wo zu sehen ist, wie US-Politiker und Anwälte der Schweiz drohen und wie hiesige Amtsträger die Situation verzweifelt zu beschwichtigen versuchen.

Die Lage wird lange unterschätzt. Bis die St. Galler Privatbank Wegelin durch US-Behörden zerschlagen wird. In den edlen Büros im Genfer Bankenquartier bricht Panik aus. Die USA verlangen Namen von Bankmitarbeitern und Kunden. Die Geschäftsleitung der Bank beruhigt die Angestellten, man stehe auf ihrer

## Die Deutschschweizer Variante ist provinziell, oberflächlich, belanglos und stark moralisierend.

Seite – und verrät sie dann doch. Die Bankiers retten ihre Haut, indem sie ihre treuesten Mitarbeiter ans Messer liefern. Und Daten von Kunden, die der Bank jahrzehntlang vertraut hatten, an die US-Steuerbehörde übermitteln.

Parallel zum Bankgeheimnis zerbröckelt die Fassade der Vorzeigefamilie Grangier. Elisabeth glaubt nicht an einen Unfall. Zum Ärger ihres ehrgeizigen Bruders Alexandre besteht sie darauf, die Geschäftsführung der Bank zu übernehmen. Sie will verstehen, was dort abgeht. Das Vertrauen ist dahin, jeder bekämpft jeden, dunkle Familiengeheimnisse kommen plötzlich zutage.

### Verpasste Chance

Niemand kommt hier gut weg: nicht die alte Bankiersfamilie, die zur Erhaltung ihrer Bank ihre Werte über den Haufen wirft. Nicht der Bundesrat, der grünes Licht gibt für den Verrat der Mitarbeiter und Kunden. Nicht die Finanzmarktaufsicht Finma, die einen wenig souveränen Eindruck macht. Und erst recht nicht die USA, die mit ihren erpresserischen Methoden der Schweiz nur an den Kragen gehen, um die eigenen Steueroasen zu stärken.

Am Ende entgehen alle Verantwortlichen einer Strafe, dafür hat man einige kleine Fische



Elend der Welt: Dreharbeiten zu «Private Banking».

den Amerikanern zum Frass vorgeworfen, deren Existenzgrundlage zerstört.

«Quartier des banques» greift ein Thema auf, das die ganze Schweiz angeht und bei dem noch viele Fragen offen sind. Da wird Einblick in eine Welt ermöglicht, die dem Normalbürger verschlossen bleibt. Die vom Tessiner Fulvio Bernasconi realisierte Serie hätte das Potenzial, eine Wirkung zu entfalten wie Michael Steiners «Grounding» nach dem Untergang der Swissair. Der Kinofilm trug massgeblich zur Aufarbeitung der nationalen Tragödie bei. Dass sie vorerst nur im Westschweizer Fernsehen RTS auf Französisch gezeigt wird, ist eine verpasste Chance: Für einmal hätte die SRG die Möglichkeit gehabt, dem Land über die Sprachgrenzen hinweg ein gemeinsames Gesprächsthema zu liefern.

Man prüfe von Fall zu Fall, ob eine zeitgleiche Ausstrahlung sinnvoll sei, begründet SRF den Entscheid. «Im letzten Jahr haben wir <Gotthard> am selben Wochenende auf allen Sendern gezeigt, und aktuell steht der Thementag zur Klimaerwärmung vor der Tür, der am 29. November in allen Regionen gleichzeitig zu sehen sein wird.» Wichtiger aber: SRF hat selber einen Bankfilm gedreht: «Private Banking», einen Zweiteiler von Bettina Oberli («Die Herbstzeitlosen»), der im Dezember als «TV-Highlight» auf SRF gross beworben wird.

Bloss: Während «Quartier des banques» sich auf internationalem Niveau bewegt, die damaligen Vorgänge präzise seziert, bleibt die Deutschschweizer Variante provinziell, oberflächlich, belanglos. Zu allem Übel ist sie stark moralisierend: Die Männer sind alle böse, die Frauen alle gut, und das Schweizer Bankenwesen ist schuld am Elend der Welt.

Die zwei SRG-Produktionen weisen inhaltlich schon fast peinliche Überschneidungen auf: Bei beiden liegt der Direktor im Koma, eine bankfremde Verwandte übernimmt daraufhin die Leitung. Was zeigt: Man hat sich nicht oder zu wenig abgesprochen. Urs Fitze, Bereichsleiter Fiktion bei SRF, sagt, man habe sehr wohl voneinander gewusst. Beide Sender hätten das für die Schweiz wichtige Thema aber selbst behandeln wollen.

Das einzig Positive an dieser überflüssigen und millionenteuren Doppelspurigkeit: Sie erlaubt einen direkten Vergleich der Filmkunst der Landesteile. Die Westschweizer haben gegen die Deutschschweizer in diesem Fall einen Kantersieg errungen.

**Quartier des banques:** sechsteilige Serie von Fulvio Bernasconi. Vom 16. bis 30. November strahlt RTS 1 jeden Donnerstag um 21.10 Uhr eine Doppelfolge aus.

**Private Banking:** Zweiteiler von Bettina Oberli, Ausstrahlung im Dezember auf SRF 1.

## Professoren

# Wyss' Version

## Eine Studie über die politische Haltung von Journalisten sorgt für Furore.



Wissenschaftler Wyss.

Vinzenz Wyss fiel nach eigenem Bekunden «aus allen Wolken» (*Watson*), als er las, was die *Sonntagszeitung* aus seiner Studie gemacht hatte: «Fast drei Viertel aller SRG-Journalisten sind links» titelte das Blatt mit Bezug auf ein Forschungsprojekt des Wintert-

hurer Medienforschers. Auf Twitter ging Wyss in die Offensive. Er fuhr den Autor des Artikels an: «Ist das Tamedia-Prekariat derart unter Druck?» Nun kann man zwar darüber streiten, ob 68 Prozent «fast drei Viertel» sind, aber mit den Zahlen nahm es der Wissenschaftler selber in der Hitze des Gefechts nicht so genau. So sprach Wyss einmal von 68 Prozent, dann von 63 Prozent der SRG-Mitarbeiter, die sich selber links der Mitte verorten. Bei den privaten Medien rundete er den Durchschnittswert von 4,1 auf 4,0 ab (auf einer Skala von 0 für «links» bis 10 für «rechts»), was den Unterschied zur SRG (3,8) kleiner erscheinen lässt.

Also: Wie links sind die SRG-Journalisten? Eine genaue Analyse der Daten zeigt, dass der Unterschied von 0,3 Prozentpunkten auf der Skala zwischen 1 und 10 – je nach Betrachtungsweise – mit achtzig- oder neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit nicht rein zufällig ist. Angesichts von Wyss' eigener Beteuerung, dass die insgesamt über 900 Journalisten, die an seiner Umfrage teilgenommen haben, aus der geschätzten Gesamtzahl von landesweit 10 000 Journalisten repräsentativ ausgesucht worden seien, wirken seine Distanzierungen etwas ungläubig.

Überhaupt hat die *Sonntagszeitung* die Linkslastigkeit der SRG-Journalisten eher untertrieben. So fällt ins Auge, dass es bei der SRG nur 16 Prozent Journalisten gibt, die sich rechts der Mitte verorten, gegenüber 23,9 Prozent bei den privaten Medien. Gar keiner der 163 Teilnehmer von der SRG findet sich auf der Skala ganz rechts (9 und 10). Ebenfalls pikant: Während bei den privaten Medien die Chefredaktoren leicht rechts vom Durchschnitt stehen, ist es bei der SRG umgekehrt: Die 22 berücksichtigten Chefs sind hier im Durchschnitt mit 3,82 solide links. Vinzenz Wyss lässt ausrichten, für eine solche Differenzierung sei die Stichprobe zu klein.

Florian Schwab

# Bei Ohrfeige Kinder weg

Ein Deutscher und eine Ungarin wanderten mit ihren Kindern nach Norwegen aus. Die Reise ins vermeintliche Paradies wurde zum Albtraum. Weil die Mutter den Sohn einmal geschlagen hat, nahm man der Familie die Kinder weg. Die norwegische Kinderschutzbehörde ist gnadenlos. Von Daniela Niederberger

Ein kalter Herbstabend im norwegischen Küstendorf Gjerdsвика im Jahr 2012. Noémi Beckmann will, dass ihr elfjähriger Sohn Georg endlich die Mathematikaufgaben macht. Er aber will gamen. So geht das fast jeden Tag. Georg ist langsamer als andere Kinder, seine Mama hat Angst, dass er den Anschluss in diesem fremden Land verpasst. «Georg, du musst!» – «Nein, lass mich!» Die Mutter verliert die Nerven und haut den Jungen mit einem hölzernen Kochlöffel mehrmals auf den Rücken. Der schreit. Wenig später fährt die Polizei vor, von Nachbarn alarmiert.

«Ich habe meine Kinder vorher nie geschlagen», sagt die Mutter fünf Jahre später mit brüchiger Stimme. «Ich war so wütend auf mich – warum habe ich das getan?» Sie sitzt mit ihrem Ehemann Manfred in der hintersten Ecke in einem Vorstadtcfé in Wien. Ihre beiden Buben haben sie nicht mehr, sie wurden ihnen weggenommen. Es sind gebrochene, verzweifelte Leute.

Die Polizisten sagen an dem Abend, die Kinder dürften nicht mit der Mutter unter einem Dach bleiben. Noémi Beckmann: «Wie die das gesagt haben, so locker, so selbstverständlich.» Georg und Daniel werden für eine Woche zu einer Familie im Ort gebracht; anschliessend kann der Vater mit ihnen für drei Wochen in eine Ferienhütte ziehen. In der Zeit darf die Mutter die Kinder ein Mal sehen, jemand von der Behörde ist dabei. «Das war schön», sagt sie. «Aber ich durfte nicht fragen: <Georg, wie geht es dir?> Es hiess: <Nicht über dieses Thema reden, nicht die Kinder belasten.> Georg war so blass und traurig.»

Während die Kinder weg sind, schauen Sozialarbeiterinnen bei Noémi Beckmann vorbei. Sie sei psychisch überlastet und dürfe Hilfe haben, sagt man ihr. Ihre Reaktion: «Das ist nett, aber ich brauche keine Hilfe. Ich brauche nur meine Kinder.»

## «Bleiben Sie ruhig, alles wird gut»

In Norwegen sind Körperstrafen verboten. Die Kinderschutzbehörde wurde – ähnlich wie in der Schweiz – professionalisiert; nicht mehr Laien, sondern Psychologen und Sozialarbeiterinnen kümmern sich um schwierige Familien. Und sie handeln bei Verdacht auf Gewalt oder Vernachlässigung schnell. Jedermann ist angehalten, Augen und Ohren offen zu halten. Sogenannte Besorgnismeldungen nehmen rasant zu. Jährlich wird rund 1500 Eltern das Sorgerecht für ihre Kinder entzogen, das ist

viel bei nur fünf Millionen Einwohnern. Überdurchschnittlich häufig trifft es Ausländer.

Noémi Beckmann ist Ungarin. Sie sollte für ihre Schläge mit dem Holzlöffel drei Monate ins Gefängnis. Doch sie trat die Strafe nicht an und ignorierte auch die behördlichen Briefe, die folgten. Sie verstand nicht, was da stand, und wollte es nicht verstehen. Ihre Haltung war: «Was wollen die, ich habe gesagt, dass es mir leidtut.» Das war nicht klug. Anwalt Matthias Wilding, der die Familie vertrat, sagt, die Mutter hätte auf keinen Fall Kontra geben dürfen, sondern hätte einlenken müssen. «Meine Mandantin hat nicht verstanden, dass das Jugendamt einen gesetzlichen Auftrag ausführt. In anderen Kulturen darf man Kinder mit Backpfeifen zurechtweisen, in Norwegen ist das absolut tabu.»

Manfred und Noémi Beckmann waren 2008 von Deutschland nach Norwegen ausgewandert. Er fand in Ostfriesland, wo sie lebten, keine Arbeit. Norwegen dagegen suchte Fachkräfte, und Beckmann erhielt einen Job als Betriebselektriker in einem Fischereibetrieb. «Für mich war es paradiesisch. Der Umgang der Leute, die Verantwortung.» Zum ersten Mal konnte sich die Familie ein kleines Auto leisten. Die Mutter fand es weniger paradiesisch. Sie konnte weder Norwegisch noch Englisch und war isoliert.

Die Familie zog später in den Norden des Landes, der Vater hatte eine neue Stelle suchen müssen, nachdem der Fischereibetrieb übernommen worden war. Die Mutter hoffte auf einen Neubeginn. Nachdem sie 10 000 Kronen (rund 1200 Franken) wegen Nichterscheinens im Gefängnis bezahlt hatte, war für sie die Sache abgeschlossen. Sie irrte sich.

Am 26. Februar 2015 erschien die Polizei bei Manfred Beckmann auf der Arbeit. «Lassen Sie den Schraubenzieher liegen, kommen Sie mit.» Zur gleichen Zeit läutete es bei der Mutter zu Hause. Die beiden Jungen waren direkt nach der Schule von Polizisten abgeholt worden, das wussten die Eltern damals aber nicht. Noémi Beckmann erzählt: «Die Polizisten sagten: <Bleiben Sie ruhig, alles wird gut.> Ich fragte: <Wo sind die Kinder?> Nichts. <Wo sind die Kinder?> Wie wenn ich zu einer Wand reden würde.»

Im Nachhinein erfuhren die Eltern, dass es neue Besorgnismeldungen von Nachbarn gegeben habe. Es werde gestritten und geschrien. Georg sei einmal stundenlang an der Bushaltestelle rumgehängt. Auf dem Weg zu

einem Elternabend habe der Vater die Mutter gehauen.

Ja, sagt Noémi Beckmann, sie und Manfred hätten gestritten. Sie wollte nach Deutschland zurück («Immer diese blassen Gesichter, keiner grinst.»), er nicht. Sie ist Ungarin: Sie lacht laut, und sie schimpft laut. Ja, mit Georg sei es schwierig gewesen. Aber nein, sagt Manfred Beckmann, er habe seine Frau nicht geschlagen, nicht einmal geschubst.

Die Kinder kamen nicht mehr zurück. Sie wurden erst in einem Heim, dann bei Pflegeeltern untergebracht, voneinander getrennt. Im Mai 2015 erhielten die Eltern Bescheid, dass ihnen das Sorgerecht entzogen worden sei. Die Kinder waren von der Polizei verhört worden. Ob die Mutter schlage. Georg hatte erst gesagt, das eine Mal, dann aber in einem teilweise verwirrenden, unklaren Dialog mit der Polizistin von mehreren Malen gesprochen.



«Anscheinend waren wir laut»: Familie Beckmann

Die Mutter beteuert, es sei nur ein Mal gewesen. Manfred Beckmann: «Wir wussten nicht, was passierte und wie wir rechtlich dagegen hätten vorgehen können. Zwar gab man uns einen norwegischen Anwalt, aber wenn ein Jurist auf Norwegisch redet, da verstehe ich nicht viel. Ich dachte lange Zeit: «Norwegen ist doch ein normaler Staat, das hat sicher alles seine Richtigkeit.» Heute denkt er das nicht mehr.

Sie fanden einen deutschen Anwalt, der legte Rekurs ein, aber die Sache war aussichtslos. Unter anderem wurde der Familie vorgeworfen, zu Hause Ungarisch und Deutsch statt Norwegisch zu reden. Die Eltern durften ihre Kinder fortan viermal im Jahr für zwei Stunden sehen, begleitet.

#### «Warum die Pässe?»

«Wir mussten einen mehrseitigen Fragebogen zu den Kindern ausfüllen: «Welche Impfungen haben sie, sind sie gesund?» Fast so, als wenn man jemandem ein Auto verkaufen wollte», sagt Manfred Beckmann. Auch sollten sie die Pässe ihrer Kinder abgeben. «Warum die Pässe?», dachten die Eltern. «Will man die Kinder gar zur Adoption freigeben?» «Die Pässe sind alles, was wir noch haben», sagt die Mutter. Die Angst der Eltern ist wohl unbegründet. Aber die beiden fühlten sich von der Polizei be-

obachtet. Am ersten Heiligabend ohne Kinder kamen wieder Beamte vorgefahren. «Anscheinend waren wir laut. Ich habe geweint und geschrien. Die Buben fehlten mir. Da ruft man sofort die Polizei. Der Norweger ist ein Denunziant», sagt die Mutter. Sie fürchteten, dass man ihnen die Pässe mit Gewalt nehme, und flüchteten nach Ungarn. Heute leben sie in einer kleinen Wohnung in Wien.

Die Jungen, mittlerweile vierzehn und sechzehn Jahre alt, sehen sie über Skype; bei Georg ist das letzte Gespräch Monate her. Er wirkt auf seine Eltern verhalten und traurig. Noémi

---

### Sie fanden einen deutschen Anwalt, der legte Rekurs ein, aber die Sache war aussichtslos.

---

Beckmann: «Wenn ich versuche, ihn aus sich rauszuholen und zum Lachen zu bringen, sagen die Pflegeeltern: «Wir müssen jetzt ausmachen.»»

Daniel sagt, er sei zufrieden, er habe alles, seine Wünsche würden erfüllt. «Ihm wird eingeredet: «Das ist in Ordnung, das macht man hier so», klagten die Eltern.

Anwalt Wilding kritisiert, das Personal der Kinderschutzbehörde sei nicht genügend

geschult, um mit Menschen mit einem anderen kulturellen Hintergrund umgehen zu können. Marjan Pel arbeitete einige Zeit an einer norwegischen Schule. Sie sagt, der norwegische Kinderschutz sei übereifrig. «Wer einmal mit dem Jugendamt zu tun hat, wird es nicht mehr los. Es wurden schon Kinder gemeldet, die vom Skifahren blaue Flecken hatten.» Einer chinesischen Mutter wurde ein viermonatiges Baby weggenommen, weil es «keinen Augenkontakt» aufnehme, was auf eine schlechte Bindung zur Mutter schliessen lasse.

«Die Anwälte, die vom Jugendamt vermittelt werden, sind parteiisch», sagt Pel. Man hätte Noémi Beckmann eine Familienhelferin zur Seite stellen sollen.

Die Eltern sind gezeichnete Leute. Doch wie wirkt sich eine solche Trennung auf die Kinder aus, die da immerhin schon zwölf und vierzehn Jahre alt waren? Der Jugendpsychologe Allan Guggenbühl sagt, eine Trennung von der Familie sei auch in dem Alter mit grosser Wahrscheinlichkeit traumatisch. «Konflikte in Familien richtig einzuschätzen, ist sehr schwierig. Die Familie ist der Ort, wo Auseinandersetzungen stattfinden, man sich Schlötterlinge anhängt und streitet. Gewalt geht nicht, das ist klar. Aber um eine Trennung von den Eltern zu rechtfertigen, müsste es eine dramatische, fast lebensgefährdende Situation sein.» In der Schweiz kommt ein Sorgerechtsentzug als allerletzte Massnahme in Frage.

#### Eine Pflegeeltern-Industrie

Wie ist es zu werten, wenn Daniel sagt, es gehe ihm gut? «Das kann man nicht eins zu eins nehmen. Sind die Pflegeeltern bei den Gesprächen im selben Raum, kann ein Kind nicht wirklich reden», so Guggenbühl.

In Norwegen kommt immer mehr Kritik auf. 2015 schrieben rund 170 Anwälte, Psychologen und Sozialarbeiter einen offenen Brief, in dem sie die Kinderschutzbehörde als «dysfunktionale Organisation» bezeichneten. Viele Entscheide, sagen Kritiker, würden nach Ermessen gefällt. Die häufigste Begründung, mit der ein Verfahren zum Sorgerechtsentzug eingeleitet werde, sei die schwammige Formulierung «fehlende Eignung der Eltern zur Kindererziehung». Das öffne Missbrauch Tür und Tor. Es sei eine wahre Pflegeeltern-Industrie entstanden: Pro Pflegekind gibt es bis zu 50 000 Euro im Jahr.

Noémi und Manfred Beckmann haben ein Päckchen nach Norwegen geschickt. Georg hatte Geburtstag. Die Mutter packte selbstgemachte Marmelade, Trockenfrüchte und ein Kartenspiel ein – «der Geschmack von zu Hause». Das Päckchen kam mit einem Retour-Aufkleber zurück. Die Eltern schrieben Mails an die norwegische Post mit vielen Ausrufezeichen und vielen «please», genützt hat es nichts. ○



mit den Söhnen Georg (r.) und Daniel.

# Damit nichts passiert, wenns passiert: Beobachter Rechtsschutz

Umfassender Privat- und Verkehrsrechtsschutz bis zu 300 000 Franken.  
Exklusiv für Beobachter-Mitglieder.

## Aus Erfahrung wissen wir, was alles passieren kann.

Auf vielfachen Kundenwunsch hat der Beobachter einen kombinierten Privat- und Verkehrsrechtsschutz entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den konventionellen Rechtsbereichen sind Sie bis CHF 300 000.- versichert.
- **Basis-Versicherung:** In allen anderen Rechtsbereichen sind Sie bis CHF 5000.- versichert.

**Der Beobachter empfiehlt Ihnen:**  
Versichern Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

Einzigartig!  
Nur CHF 21.67\*  
pro Monat  
(CHF 260.- im Jahr)

Beobachter  
Rechtsschutz

Max Muster

Kunden-Nr.: 341 582 0  
Gültig bis: 31/12/18

Inklusive: **GUIDER**  
Beobachter

Die Online-Beratungsplattform des Beobachters. Hilft bei allen Rechtsfragen des Alltags: schnell und kompetent, jederzeit und von überall.

Ja, ich interessiere mich für Beobachter Rechtsschutz für nur CHF 260.-\* im Jahr! Weitere Informationen und Anmeldung unter:

[www.beobachter-rechtsschutz.ch](http://www.beobachter-rechtsschutz.ch)  
oder Telefon **058 269 25 00**

\*Nur in Kombination mit dem Beobachter-Jahresabonnement (CHF 129.-) erhältlich.

# Kämpfer aus Schwamendingen

Ricardo Rodríguez, 25, stieg von der Zürcher Bronx bis in die Scala des Fussballs auf. Nun schoss er die Schweiz an die WM.

Von Thomas Renggli



**Schlüsselszene:** Rodríguez (r.) bewahrt die Schweiz gegen Nordirland vor dem 0:1, St.-Jakob-Park, 12. November.

Die Zahl 13 hat landläufig einen eher rampo- nierten Ruf. Im Schweizer Fussball ist sie aber die Glückszahl, die den WM-Jackpot knackte: Ricardo Rodríguez, der Aussenverteidiger mit der 13 auf dem Trikot, veredelte im Barrage- Hinspiel gegen Nordirland das Geschenk des rumänischen Schiedsrichters vom Penalty- punkt aus zum Siegestreffer. Und als im Rück- spiel seine Teamkollegen auf dem Rasen fest- zuwachsen schienen, verhinderte Rodríguez mit einer miraculösen Einlage auf der Torlinie den fatalen Gegentreffer.

Ricardo Rodríguez – der klangvolle Name steht für bodenständige Qualitäten: Zuver- lässigkeit, Disziplin, Kampfkraft. Der schnelle Läufer und exzellente Schütze ist da, wenn man ihn braucht. So schaffte er es quasi im Schatten von «Künstlern» wie Xherdan Sha- qiri oder Granit Xhaka zu einer der schön- sten Karrieren im Schweizer Fussball. Rodríguez gehörte zu den Schlüsselspielern der U-17-Auswahl, die 2009 in Nigeria sensation- nell Weltmeister wurde, als 17-Jähriger debü- tierte er beim FC Zürich in der Super League, beim VfL Wolfsburg erarbeitete er sich in der Bundesliga den Ruf als einer der besten Linksverteidiger der Welt – und seit dieser Saison spielt er für die AC Milan in der Scala des Calcio.

## Bescheidenheit und Loyalität

Dass Rodríguez von seinen Teamkollegen als «Kämpfer» bezeichnet wird, hat auch etwas Sinnbildliches. Kämpfen musste er sozusagen vom ersten Atemzug an. Am 25. August 1992

kam er mit einer Zwerchfellhernie zur Welt. Im Zürcher Kinderspital gehörte er zu den Stammgästen. An eine Karriere als Spitzen- sportler war nicht zu denken.

Auch gesellschaftlich stand die Rodríguez- Familie nicht auf der privilegierten Seite. Sie lebte in Zürich Auzelg – quasi die Bronx der Limmatstadt. Vater José, ein Spanier, arbeitete als Lagerist in Winterthur, Mutter Marcela, eine Chilenin, in einer Kinderkrippe. Ricardo teilte das Zimmer mit seinem fünf Jahre jüngeren Bruder Francisco. Die Rolle des Familienober- haupts übernahm der älteste Bruder, Roberto. Er absolvierte eine KV-Lehre und kümmerte sich um die Geschäfte. Fussballerisch gab es nur einen Weg. Alle Rodríguez begannen beim FC Schwamendingen auf der Sportanlage Heerenschürli, alle schafften den Sprung in den Profi-Fussball.



**Auch menschlich eine Schlüsselfigur:** Rodríguez.

Das grösste Talent war Ricardo: «Seine heraus- ragenden Qualitäten waren früh zu erkennen. Deshalb konnte er es riskieren, keine Berufs- lehre zu machen», erinnert sich Roberto. Der Familienzusammenhalt stand immer an oberster Stelle. Und noch heute gilt: Wo ein Rodríguez ist, sind auch die anderen nicht weit – zumindest telefonisch. Von Auzelg zog die Familie in eine grössere Wohnung beim Hallenstadion. Mittlerweile ist ein Einfamilien- haus in Oerlikon ihr Stützpunkt. Vor zwei Jah- ren allerdings schlug das Schicksal mit grau- samer Härte zu. Mutter Marcela erlag einem Krebsleiden. Seither tragen die Rodríguez- Brüder in ihren Klubs die Nummer 68 – die Zahl steht für den Jahrgang der Mutter.

Die Symbolik und der Glaube geben Ricardo Rodríguez Halt. Auf seinem rechten Oberarm ist die Jungfrau Maria tätowiert, darunter das Ave-Maria. Ein Bild der heiligen Mutter ist Wegbegleiter und Glücksbringer. Auf dem Fussballplatz aber überlässt er das Schicksal nicht höheren Mächten. «Du musst eiskalt sein», beschreibt er die Qualitäten, die beim er- folgreichen Penaltyschuss in Belfast gefragt wa- ren. Ricardo Rodríguez besitzt diese Gabe – und gehört auch menschlich zu den Schlüssell- figuren im Schweizer Team. «Es würde wohl keinem Zuschauer in den Sinn kommen, Ricci auszufeuern», sagt sein Berater Gianluca Di Domenico. Oder mit anderen Worten: Beschei- denheit und Loyalität werden auch vom Publi- kum geschätzt. Und wenn sich damit die WM erreichen lässt, wird selbst die Zürcher Bronx zum fussballerischen Sehnsuchtsort. ○



«Wir erhielten das Mandat primär wegen unserer guten Anlageleistung»: Geschäftsmann Bastos.

## «Alle Informationen waren verfügbar»

Nach der Publikation der «Paradise Papers» werfen Medien dem schweizerisch-angolanischen Investor Jean-Claude Bastos de Morais unseriöse Geschäfte vor. Was sagt Bastos zu den Vorwürfen?

Von Beat Gygi

Die vor zehn Tagen veröffentlichte Auswertung der sogenannten Paradise Papers durch ein internationales Journalisten-Netzwerk hat am Rande auch die Schweiz berührt. Im *Tages-Anzeiger* und dann auch in der *NZZ* wurde der schweizerisch-angolanische Doppelbürger Jean-Claude Bastos de Morais als Fall dargestellt, der veranschaulichen sollte, wie die «Paradise Papers» fragwürdige Geschäftspraktiken entlarvt hätten. Bastos ist Gründer und heute zu 95 Prozent Eigentümer des Fonds Quantum Global, der zu einem guten Teil auf Investitionsprojekte in Afrika ausgerichtet ist. Die *Weltwoche* hat im vergangenen Juli (Nr. 29/17) Lebenslauf und Tätigkeiten von Bastos sowie seine Engagements in den verschiedenen Investitionsprojekten vorgestellt. Nach den Medienberichten über ihn und seine Fonds

wird das Thema hier wieder aufgenommen. Der *Tages-Anzeiger* und die Fernsehshow «Rundschau» werfen Bastos vor, dass er mit seinem Fonds Quantum Global, der den rund 5 Milliarden Dollar schweren Staatsfonds von Angola verwaltet, in einem korrupten Land intransparent und mit Interessenkonflikten arbeite, dabei raffinierte Konstrukte verwende und so ungerechtfertigt zu persönlichen Vorteilen gelange.

Nach den Publikationen ist die frühere Bundesrätin Ruth Metzler aus dem Beirat bei Quantum Global ausgestiegen, die anderen Mitglieder sind geblieben. Walter Fust, der frühere Chef der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit (Deza), hat dagegen bekräftigt, dass er seine Zusammenarbeit mit Bastos in afrikanischen Entwicklungsprojekten fortsetze, für ihn liege die Grenze für eine Kooperation bei der Grenze

der Legalität, und die sehe er nicht überschritten. Die Rechtsprofessorin Monika Roth von der Hochschule Luzern sagte, nach heutigem Stand des Wissens sei es sicher nicht illegal, aber «dumm». Die SBB-Verwaltungsratspräsidentin Monika Ribar, die ein Hafenprojekt zu Betriebswirtschaft und Logistik beraten hat, stufte den neuen Hafen als «riesige Chance» für die Wirtschaft in der Region ein. Wir haben Jean-Claude Bastos im Zusammenhang mit den erhobenen Vorwürfen Fragen zu seinen Geschäften gestellt, auf die er im Folgenden antwortet.

**Herr Bastos, Ihre Geschäfte in Afrika werden in den «Paradise Papers» erwähnt, Medien kritisieren auf dieser Grundlage Ihre Tätigkeiten in Angola als fragwürdig und das Vorgehen Ihres Fonds Quantum Global als intransparent.**

Ich habe auf der Website von Quantum Global immer transparent dargestellt, dass wir mit unseren Fonds, die Geld aus Afrika in Afrika investieren, in Mauritius domiziliert sind. Wir suchten einen Standort mit einem Regulator, der das nötige Verständnis hat für afrikanische Investitionen in Afrika. Der Regulator von Mauritius erschien uns geeignet.

**Wären denn die Schweizer Massstäbe nicht geeignet?**

Es geht nicht um den Massstab, sondern um die Kultur. Die afrikanische Kultur ist ganz anders als die europäische, und Afrikaner bevorzugen Gleichgesinnte als Regulierer.

**Wäre es bei grossen Summen nicht trotz allem ein vertrauenerweckendes Signal, die Fonds nach europäischen oder Schweizer Regeln arbeiten zu lassen?**

Das Geld für die kritisierten, in Mauritius ansässigen Private-Equity-Fonds kommt nicht aus der Schweiz, sondern aus dem Staatsfonds Angolas. Und die Investitionen erfolgen in Subsahara-Afrika. In der Schweiz erbringen wir nur einige Back-office-Dienstleistungen.

**Mauritius ist aber auch nicht Angola.**

Ja, aber die Leute, die für meine Fonds arbeiten, sind in Mauritius angestellt. Zudem hat Mauritius mit den meisten afrikanischen Ländern Doppelbesteuerungsabkommen, denn das Land will zu einer Plattform werden für Anleger, die in Afrika investieren wollen. Alle Informationen über unsere Fonds waren auf dem Internet immer öffentlich verfügbar.

**Kritisiert werden auch die Gebühren, die Sie für das Management des angolanschen Staatsfonds erheben und die 2 bis 2,5 Prozent des Vermögens ausmachen.**

Diese Kritik ist nicht haltbar. Wir haben Massstäbe, die internationalen Standards entsprechen, auch europäischen. Wir erhalten 2 Prozent des Fondsvolumens plus 20 Prozent des erwirtschafteten Kapitalgewinns, sofern dieser die *hurdle rate* von marktüblichen 8 Prozent überschreitet. Die «2 plus 20»-Regel wird von den meisten Private-Equity-Investoren weltweit verwendet.

**Diese Formel wird nun auch bei Hedge-Fonds stärker kritisiert.**

Hedge-Fonds haben typischerweise tiefere Gestehungskosten als Private-Equity-Fonds. Und ein Private-Equity-Fund, der mittelständische Firmen in Europa oder den USA erwirbt, hat viel tiefere Kosten als ein Fund, der wie wir Direktinvestitionen in Afrika tätigt. In Afrika ist alles kompliziert, man muss Daten selber erheben, die Leute ins Land hinausschicken, um die Verhältnisse abzuklären. Die Gesetze sind oft unklar, die Bürokratie schwerfällig. Der Markt steckt noch in den Kinderschuhen.

**Und die Gelder stammen vor allem aus dem Staatsfonds?**

Gelder aus dem angolanschen Staatsfonds machen etwas mehr als die Hälfte der 8 Milliarden Dollar aus, die Quantum Global verwaltet. Die anderen Mittel stammen von Nationalbanken und internationalen institutionellen Investoren. Dieser andere Teil ist primär in an verschiedenen internationalen Börsenplätzen gehandelten Wertpapieren angelegt, unter dem Titel «African money for the world». Da verlangen wir zwischen 0,1 und 1 Prozent Gebühren, je nach Ausgestaltung der Mandate. Komplexere Hedging-Modelle kosten mehr als einfache

---

**«Wir haben Massstäbe, die internationalen Standards entsprechen, auch europäischen.»**

---

Anlagen, aber alle Investitionen in hochentwickelten Finanzmärkten werden mit den gleichen niedrigen Gebühren belastet, wie sie auch die Konkurrenz verlangt.

**Und die höheren Gebühren gelten dem Staatsfonds-Teil?**

Diese gelten ausschliesslich für Investitionen in Private-Equity-Projekte in Afrika, unter dem Titel «African money for Africa». Die Mittel sind den erwähnten auf Mauritius angesiedelten Private-Equity-Fonds von Quantum zugeteilt. Es sind sieben Fonds, die je auf ein Thema spezialisiert

sind. In diesem Bereich, der, wie gesagt, mit viel Arbeit und Abklärungen verbunden ist, müssen die Gebühren höher sein. Dasselbe ist auch bei unseren Konkurrenten der Fall.

**Wie viel machen die Staatsfonds-Gelder aus?**

4,6 Milliarden Dollar. In den Private-Equity-Fonds sind davon insgesamt 3 Milliarden Dollar investiert oder für Projekte zugeteilt. Der Rest ist liquid und zurzeit ausserhalb Afrikas auf den internationalen Märkten angelegt, dies zu entsprechend niedrigen Gebühren.

**Warum wird der angolansche Staatsfonds allein durch Ihren Fonds Quantum verwaltet, und warum gab es keine öffentliche Ausschreibung für das Mandat?**

Die Führung des Staatsfonds hat uns und – laut ihren eigenen Angaben – zwei andere Institutionen damals angeschrieben und uns nach unseren Vorstellungen, Vorschlägen sowie nach Referenzen und Erfahrungen in Afrika gefragt. Unter den Angefragten schnitten wir am besten ab und erhielten ein Mandat. Dafür handelten wir eine achtzehnmonatige Exklusivität aus, bevor weitere Mandate vergeben werden sollten. Das Anfangskapital des Fonds betrug 5 Milliarden Dollar. Geplant waren tägliche Zuschüsse des Staates in den Fonds, bemessen als bestimmter Bruchteil der Steuern und Lizenzen aus dem Erdölgeschäft. Der Staatsfonds hätte auf diese Wei-

»» Fortsetzung auf Seite 51

---

### Aus der Schweiz nach Angola

---

Jean-Claude Bastos de Morais wurde 1967 in Freiburg geboren. Seine Mutter kam aus einer Uhrmacherfamilie, sein Vater stammte aus Angola, aus der Provinz Cabinda, er war zum Studieren in der Schweiz. Bastos studierte Betriebswirtschaft und begann daneben mit der Beratung von KMU in Finanz- und Geschäftsfragen. Er war sodann in Beratungsfirmen tätig und wurde schliesslich in die Führung der Firma ProKMU berufen, die auf Kauf und Verkauf kleinerer und mittlerer Firmen spezialisiert war. Bei deren Liquidation 2003 gab es Meinungsdivergenzen und Zahlungen, für die er später vom Zuger Strafgericht verurteilt wurde. Bastos ist nach der Publikation der «Paradise Papers» diese Verurteilung wiederholt vorgeworfen worden. Er wendet ein, dass das Urteil nach zweijähriger Bewährungsfrist für Dritte aus dem Strafregister gelöscht worden sei.

### Sieben Fonds in Mauritius

Im Jahr 2003 ging Bastos nach Angola, das nach Ende des Bürgerkrieges einen starken Wirtschaftsaufschwung erlebte. Er arbeite-

te zunächst am Aufbau des Corporate-Finance-Geschäfts für eine staatliche Bank. Parallel dazu betrieb er in der Schweiz eine Vermögensanlagegesellschaft, die später zu Quantum Global wurde. Für die angolansche Notenbank erarbeitete er dann ein Anlagekonzept für die gewichtig gewordenen Fremdwährungsreserven. In der Finanzkrise war er mit seiner Anlagepolitik erfolgreicher als andere. Laut seinen Angaben war dies auch entscheidend für weitere Aufträge von staatlichen Stellen, unter anderem vom später gegründeten Staatsfonds mit einem Anlagevolumen von knapp 5 Milliarden Dollar.

Von dieser Summe sollen laut den Vorgaben 3 Milliarden Dollar in Private-Equity-Anlagen in Afrika investiert werden. Die sieben Fonds in Mauritius, die Bastos für diesen Zweck eingerichtet hat, sind auf die Themengebiete Landwirtschaft (Investitionen von 250 Millionen Dollar), Gesundheitswesen (400 Mio.), Hotel (500 Mio.), Infrastruktur (1100 Mio.), Bergbau (250 Mio.), Holzwirtschaft (250 Mio.) und strukturierte Aktienanlagen (250 Mio.) ausgerichtet. *Beat Gygi*

# Selbstheilung

Die Kampagne der «Paradise Papers» unterstützt die Steuerpolitik von EU und OECD. Offshore-Steuerstandorte sind aber stärker als politische Kartelle.

Von Beat Gygi

Das EU-Parlament hat soeben den Medien einen grossen Applaus spendiert – jedenfalls jenen Medien, die am internationalen Recherchekonsortium beteiligt sind, das die sogenannten Paradise Papers von Datendieben entgegengenommen, ausgewertet und in einer kollektiven Aktion die Ergebnisse veröffentlicht hat. Zur Einleitung der Dienstags-Debatte schrieb das EU-Parlamentbüro: «Das neueste Daten-Leak, die sogenannten Paradise Papers, enthüllt, wie Einzelpersonen und internationale Unternehmen ihren Reichtum verbergen und ihre Steuerlast minimieren.» Der EU-Steuerkommissar, der Franzose Pierre Moscovici, sagte, seit längerem wisse man, dass «multinationale Unternehmen und wohlhabendere Steuerzahler und Banken Hand in Hand arbeiten, um verschiedenste Einnahmen aus dem öffentlichen Licht zu entfernen.» Und er meinte: «Wenn dies legal ist – so wie einige behaupten –, dann müssen wir die Gesetze mithilfe dieses Parlaments ändern.»

## In Richtung Zweiklassengesellschaft

Multinationale Unternehmen und wohlhabendere Steuerzahler gelten aus dieser Sicht von vornherein als verdächtig, weil man viel Geld bei ihnen vermutet und annimmt, dass sie das zu verstecken suchen. Sie gelten jedenfalls dann als verdächtig, wenn sie sich nicht unter den öffentlichen Scheinwerfer stellen und durchleuchten lassen. Eine Privatsphäre, ein Schutz vor öffentlicher Dauerbeobachtung, wäre für viele Bürger unter solchen Umständen kaum mehr erreichbar.

Wenn man die Gedanken der Politiker, die so argumentieren, die à la Moscovici mit der Lampe die hintersten Winkel ausleuchten und Ertappte sofort festnehmen wollen, weiterführt, bewegt man sich im Grunde genommen in Richtung einer Zweiklassengesellschaft: Die grossen Unternehmen und die Reichen sollen keinen Datenschutz mehr geniessen, während die kleineren Firmen und unteren Einkommenschichten – und die Politiker als ihre selbsternannten Anwälte – als weniger anfällig gelten und deshalb eher in der Rolle als Überwacher und als Empfänger der von



Generalverdacht: EU-Steuerkommissar Moscovici.

den Reichen abgelieferten Steuereinnahmen auftreten dürfen.

Es ist zu erwarten, dass in einem solchen Spiel der Anteil der Überwacher und Steuergeldbezüger laufend steigt, weil dies der einfachere Job ist, und die Gruppe der Firmen und Bürger, die ein hohes Einkommen erarbeiten, immer kleiner wird. Man kann einwenden, dass ehrliche Steuerzahler ja gar keine Angst haben müssen vor dem öffentlichen Licht, aber die tägliche Politik widerlegt dieses Argument. Sobald bei einer Gruppe eine grössere Geldsumme sichtbar wird, sind Umverteilungspolitiker rasch auf der Bühne und fordern, dass man den weniger Wohlhabenden einen Teil davon übereignen solle.

Auf diese Weise wird eine durchleuchtete Gesellschaft in einem Teufelskreis von nachlassender Leistung und brutaler werdendem Steuervogt langsam verarmen – ausser die leistungsfähigen Bürger und Firmen können in ein anderes Land flüchten und ihren Steuersitz dorthin verlegen, wo sie weniger stark zur Kasse gebeten werden. Die Konkurrenz durch ausländische Standorte mit niedrigerer Steuerbelastung kann den Teufelskreis bremsen,

wenn die Politiker im Hochsteuerland rasch genug reagieren und ihre Umverteilung überdenken.

Legt eine Familie oder eine Firma Geld in einen Fonds mit Sitz an einem Offshore-Platz mit geringen Steuersätzen, werden die Erträge aus dessen Investitionen in Unternehmen oder andere Anlagen steuerlich weniger stark belastet als im Hochsteuerland. Das erhöht die Bereitschaft zu weiteren Investitionen, die wiederum die Wirtschaftsleistung erhöhen. So führt der Wettbewerb zwischen den Ländern um die guten Steuerzahler übers Ganze gesehen zu einem Aufwärtszyklus, zum Gegenteil eines Teufelskreises. Standorte und Steuerarrangements mit niedriger Belastung wirken wie ein Turbolader, der den Motor stärker macht. Zugleich sind krasse Differenzen in der Steuerbelastung auch ein Anzeichen dafür, dass in den Hochsteuerländern etwas mit dem Verhältnis zwischen Steuerzahlern und Staat nicht stimmt und der Fiskus von den Bürgern zu viel Geld verlangt für das, was er ihnen bietet. In der Schweiz ist die Steuermoral vergleichsweise hoch, weil viele Leute das Gefühl haben, dass man für die bezahlten Steuern einen guten Gegenwert an öffentlichen Leistungen erhält.

## Schweizer Modell unter Druck

Das Schweizer Modell kommt nun allerdings unter starken Druck – genau durch den Geist, der am Dienstag durch das EU-Parlament wehte. Zwanzig Jahre ist es her, dass sich die OECD in den Dienst der Hochsteuerländer gestellt hat, um die Bekämpfung des Steuerwettbewerbs international zu koordinieren. Mit schwarzen und grauen Listen von Ländern mit schädlichen Steuerregimes sucht man seither Staaten mit günstigen Steuerbedingungen ins Kartell der Hochsteuerländer zu zwingen. Die Staaten sollen einander gegenseitig beim Einfangen flüchtender Steuerzahler helfen und niedrige Steuerbelastungen ausmerzen.

Die laufende, mühsame Unternehmenssteuerreform in der Schweiz wurde deshalb nötig, weil die Bundesverwaltung aus Angst vor schwarzen Listen einer Anpassung an die OECD-Vorgaben zugesagt hat. Die nächste Offensive ist bereits in Sicht. Die OECD will im grossen Programm zur weltweiten Koordination der Unternehmensbesteuerung den Firmen irgendwann vorschreiben, wie viel Gewinn sie in welchen Ländern zu versteuern haben. Die grosse Hoffnung, dass diese Gleichschaltung nicht zustande kommt, hängt damit zusammen, dass als Gegenreaktion und Selbstheilung des Systems noch mehr Offshore-Standorte entstehen werden.

»» Fortsetzung von Seite 49

se zwischen 3 und 4 Milliarden Dollar neue Mittel pro Jahr erhalten und weitere Mandate vergeben sollen. Aber aufgrund des Einbruchs des Erdölpreises blieb es beim anfänglichen Betrag und bei unserem alleinigen Mandat.

**Dass von 5 Milliarden Dollar 3 Milliarden Dollar in Private Equity in Afrika investiert werden, erstaunt Branchenbeobachter. Dies steht in Widerspruch zu einer Asset-Allocation, also einer Verteilung des Geldes auf einzelne Anlageklassen, wie sie in der Finanzbranche normalerweise gepflegt wird. Warum wird ein derart hoher Anteil auf die wenig liquiden Anlagen in Afrika konzentriert?**

Der Fonds erhielt 5 Milliarden zugeteilt. Es war, wie ich schon erklärt habe, vorgesehen, dass mehr Gelder zufließen würden, was dann wegen der Ölpreisentwicklung zu einer Verzögerung der Allokation führte.

**Gibt es einen anderen Staatsfonds, der ein ähnliches Investitionsmuster hat?**

Viele Staatsfonds in den Entwicklungsländern und Emerging Markets verfolgen schwergewichtig Private-Equity-Investitionen, um lokale wirtschaftliche Fortentwicklungen zu ermöglichen, zum Beispiel Mubadala in Abu Dhabi.

**Hat die Führung des angolanischen Staatsfonds bei der Gewichtung der Anlagetypen Vorgaben gemacht?**

Es gibt einen Erlass des Präsidenten, der vorschreibt, in welche Anlageklassen der Staatsfonds zu investieren ist. Das betrifft sowohl die Private-Equity- wie auch die liquiden Investitionen.

**Aus wem besteht das Gremium, das die Anlageentscheide bei Quantum Global trifft?**

Es gibt zuerst ein internes Komitee, dann ein externes Komitee, in dem externe Experten ihre Meinung abgeben, und am Schluss entscheidet das Board des Investment Managers.

**Kamen Sie vor allem dank guten Beziehungen zur Regierung an das Geld des Staatsfonds?**

Nein, wir erhielten das Mandat primär wegen unserer guten Anlageleistung für die Angolanische Nationalbank in den Jahren 2007–2011. Aber aufgrund meiner beruflichen Tätigkeit und meiner familiären Verbindungen habe ich natürlich auch gute Kontakte aufgebaut, die Wirtschaft beruht stark auf Beziehungen und Erfahrungen.

**Es gibt heute auch den Vorwurf, Sie hätten beim Bau eines neuen Tiefseehafens persönlich profitiert.**

Ich habe in den Jahren 2007/2008 mit Abklärungen für den Bau eines neuen Hafens begonnen, habe technische und wirtschaftli-

che Studien erstellt und bin dann an die angolanische Regierung gelangt mit dem Vorschlag, im Rahmen einer Public-private-Partnership diesen Hafen zu bauen. Dann wurde eine Konzession für einen dreissigjährigen Betrieb ausgehandelt und ein Finanzierungsplan erstellt. Nach erheblichen Veränderungen der Verhältnisse kam es zu Neuverhandlungen mit dem Staat. Dieser entschloss sich, 85 Prozent der Infrastrukturkosten von insgesamt 831 Millionen Dollar zu tragen. Private Investoren übernahmen 15 Prozent.

**Und was hat der Staat vom Projekt?**

Nach Ablauf der dreissigjährigen Konzession geht der Hafen an den Staat über, ohne Restwertzahlung. Bis dahin betreiben wir den Hafen auf unsere Rechnung. Nach unseren Schätzungen erhält der Staat in dieser Zeit durch direkte und indirekte Steuern etwa 350 Millionen Dollar an Steuereinnahmen pro Jahr bei Vollbetrieb. Sein Beitrag an die Baukosten kann somit durch Steuereinnahmen von zwei Jahren hereingeholt werden.

**Warum haben Sie keine zusätzlichen Investoren ins Projekt aufgenommen?**

Es gibt Interessenten. Wir möchten uns für Investoren aber erst öffnen, wenn die Baukosten weiter reduziert worden sind, da dies den Wert erhöht. ○



# HUBLOT

**CLASSIC FUSION  
AERO CHRONOGRAPH**



**HUBLOT**

BOUTIQUES

GENEVE • LUZERN • ZURICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

# Zug zieht Bitcoin-Millionäre an

Man nennt sie Walfische: junge Wilde aus der Technik- und Finanzszene, die mit Kryptowährungen ein Millionenvermögen gemacht haben. Der Kanton Zug wird zum Magneten für die geheimnisvollen Reichen mit Bitcoin-Hintergrund. *Von Florian Schwab*

Wer durch die mittelalterlichen Gassen der Stadt Zug schlendert, der trifft dort mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf einen schmächtigen jungen Mann mit osteuropäischen Gesichtszügen in einem zerknitterten T-Shirt. Der aus Russland stammende und in Kanada aufgewachsene Vitalik Buterin ist zwar erst 23 Jahre alt, aber trotzdem einer der reichsten Einwohner von Zug. Sein Vermögen wird auf über hundert Millionen Franken geschätzt. Vitalik Buterin hat sein Geld in sogenannten Kryptowährungen gemacht. Vor sechs Jahren begann er, sich mit Bitcoin auseinanderzusetzen, und vor drei Jahren erfand Buterin seine eigene Kryptowährung Ethereum. Das Wirtschaftsmagazin *Fortune* bezeichnet ihn als «Ethereum-Wunderkind».

Es genügt, sich die Preisentwicklung von Bitcoin und Ethereum anzusehen, um zu merken, dass in diesem Bereich in den letzten Jahren beträchtliche Vermögen entstanden sind: Ein Bitcoin war noch 2013 vier US-Dollar wert und wird heute zu über 600 US-Dollar gehandelt. Und ein Ethereum hat sich seit Februar 2016 ver Hundertfacht.

## Anspruchsloses Auftreten

Buterins Werdegang ist zwar besonders spektakulär, aber doch charakteristisch für die zahllosen jungen Programmierer und Finanzspezialisten, die durch Bitcoin reich geworden sind. Als junger Student in Toronto hörte Buterin 2011 das erste Mal von Bitcoin und war sofort elektrisiert: eine Internetwährung, die direkte Zahlungen von einer Person zur anderen ermöglicht, ohne eine dazwischengeschaltete Bank. Dies fälschungssicher dank einem auf unzähligen Computern gleichzeitig gespeicherten und verschlüsselten «Logbuch» aller Transaktionen, einer sogenannten Blockchain. Die Identität der beiden Personen bleibt dabei so anonym wie bei einer Bargeld-Transaktion.

Eine Weile lang schrieb Buterin Artikel für ein Onlinemagazin über Bitcoin, wobei er pro Beitrag eine Einheit der Währung erhielt. Was damals ein Taschengeld war, hat ihn über die Jahre reich gemacht. 2013 entschied sich Buterin, das Informatikstudium abzubrechen und sich ganz auf die Kryptowährungen zu konzentrieren. Gegenüber einer kanadischen Zeitung erinnert sich sein Vater, er habe seinem Sohn gesagt: «Wenn du bleibst, bekommst du einen sehr guten, sicheren Job bei Google oder Apple. Du verdienst 100 000 Dollar oder auch mehr.»

Wenn er aber das Studium aufgibt, dann werde das Leben «ganz anders und schwieriger». Jedoch würde er dabei «viel mehr lernen als an der Universität». Er riet ihm zu.

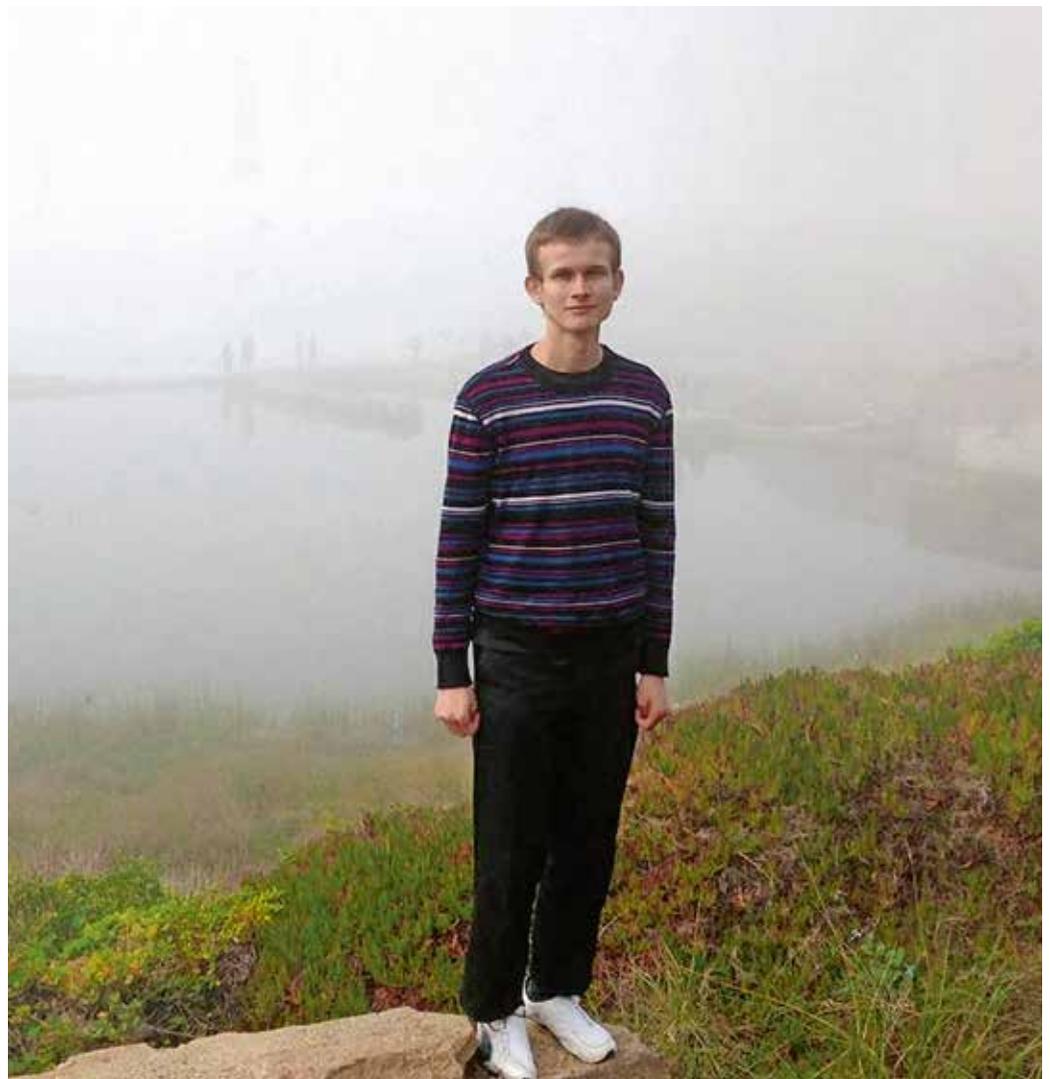
Die nächsten Jahre verbrachte Buterin als Globetrotter in den überall auf der Welt entstehenden Bitcoin-Zirkeln. Dabei entwickelte er die Idee, die dem Bitcoin zugrunde liegende Blockchain-Technologie nicht nur auf ein-

## Schweizer Banken sind wählerisch, was Vermögen aus der Welt der Kryptowährungen angeht.

fache Überweisungen, sondern auch auf kompliziertere Verträge anzuwenden. So gibt es kaum ein Finanzprodukt, das nicht in Ethereum programmiert werden kann. Ein einfa-

ches Beispiel ist das Unternehmen Etherisc, das Flugverspätungen versichert. Mittlerweile erstrecken sich die Ethereum-Anwendungen auf ganze Fonds- und Anlagelösungen. Die Anteile an diesen Start-ups werden häufig über Initial Coin Offerings ausgegeben, also öffentliche Ausschreibungen, die in Dollar und Franken gerechnet oftmals derartige Summen im dreistelligen Millionenbereich einspielen, dass auch viele Insider von einer Blase sprechen.

Im April 2016 verkaufte Buterin 25 Prozent seines Ethereum-Guthabens für rund eine Million Franken, was etliche Kritiker auf den Plan rief, die ihm vorwarfen, zu wenig an das Projekt zu glauben. In einem Onlineforum stellte er sich der Kritik und sagte, es bestehe immer auch das Risiko des Totalverlusts. «Doch selbst wenn die Wahrscheinlichkeit des



*Krypto-Wunderkind:* Programmierer Buterin, heute in der Zentralschweiz.

Scheiterns bei neunzig Prozent läge, wären die mit den restlichen zehn Prozent verbundenen Chancen (verstanden als positive Veränderung auf der Welt) so gross, dass es sich von selbst versteht, dass wir das Experiment so intensiv weitertreiben, wie es nur geht.»

Überzeugungstäter Buterin ist das, was man in der Szene der Kryptowährungen als Walfisch bezeichnet: Weltweit gibt es fast tausend Bitcoin-Konten mit einem Wert von über zehn Millionen US-Dollar und fast 10 000 Adressen, deren Wert über einer Million US-Dollar liegt. Dem Bitcoin-Erfinder, der unter dem Pseudonym Satoshi Nakamoto auftritt, wird derzeit ein Gegenwert von sechs Milliarden US-Dollar zugeschrieben. Wie er sind nur wenige der «Walfische» mit ihrem echten Namen bekannt. Personen wie Vitalik Buterin oder der Amerikaner Jeremy Gardner bilden die Ausnahme. Gardner betreibt in San Francisco das «Crypto Castle», ein herrschaftliches Anwesen, das er Programmierern mit Bitcoin-Bezug als Wohngemeinschaft zur Verfügung stellt. Von den Gebrüdern Winklevoss, bekannt von einer Klage gegen Facebook-Gründer Mark Zuckerberg, weiss man, dass sie ebenfalls mehrere Dutzend Millionen US-Dollar in Bitcoin besitzen.

In der Schweiz hat sich Zug zu einem Biotop für die Bitcoin-Millionäre entwickelt. Der Zuger Anwalt Luka Müller begleitet regelmässig Initial Coin Offerings. Dabei ist er immer wieder in Kontakt mit jungen Programmierern wie Vitalik Buterin, die seit vielen Jahren der Szene angehören. «Die meisten hatten einfach immer Freude an der technologischen Herausforderung», sagt er. Viele seien für ihre Programmierungen bereits vor Jahren in Bitcoin bezahlt worden, was heute ein entsprechendes Vermögen ergibt. «Wer dann zum richtigen Zeitpunkt bei Ethereum einstieg, bei dem ging dann erst recht die Post ab.»

Müller hält es für problematisch, die grossen Beträge in Schweizer Franken oder US-Dollar, die mittlerweile im «Kryptovalley» Zug umgesetzt werden, zu verabsolutieren. «Für die Betroffenen handelt es sich meist um eine Art Spielgeld.» Die ihm bekannten Bitcoin-Millionäre – rund eine Handvoll davon mit Wohnsitz in Zug – treten äusserst anspruchslos auf. «Sie würden zum Beispiel nie Business-Class fliegen» und seien in erster Linie davon beseelt, die «gute Sache» durch immer neue Unternehmungen voranzubringen. Die «gute Sache», das ist die Herausforderung, die Technologie weiterzuentwickeln. Bei vielen kommt ein ordentlicher



**Wohngemeinschaft:** Bitcoin-Investor Gardner.

Schuss Skepsis gegenüber dem staatlichen Papiergeld-System dazu. «Die meisten Krypto-enthusiasten haben kein Interesse daran, einen grossen Teil ihres Vermögens in konventionelle nationale Währungen umzutauschen, sondern sie wollen damit die weitere Entwicklung der Kryptowährungen antreiben.» Es seien keine Banker, die sich mit dem ersten Geld einen Ferrari kaufen.

Ebenfalls eine umfassende Sicht auf das Geschehen in Zug hat Niklas Nikolajsen. Der Gründer der Bitcoin Suisse AG, eines Finanzdienstleisters im Bereich Kryptowährungen, sagt, er habe in den letzten Monaten acht oder neun Bitcoin-Multimillionäre bei der Ansiedlung in Zug unterstützt. «Für die Liste der 300 Reichsten der Bilanz reicht es vielleicht noch nicht ganz, aber manche sind nicht besonders weit davon entfernt.» In dieser Vermögensklasse kenne er kaum jemanden, der sein Geld vor allem mit Kryptowährungen gemacht habe und «der mehr als dreissig Prozent seiner Krypto-Assets verkauft hat». Ein anständiges Haus und ein Auto, das hätten sich aber die meisten schon geleistet.

Für die Walfische führt vor allem der Weg über eine Firmengründung nach Zug. «Wer hier ein Unternehmen gründet, bekommt in der Regel relativ unkompliziert eine Arbeitsbewilligung», wenn die übrigen Bestimmungen des Ausländergesetzes erfüllt seien, sagt Luka Müller. Hingegen gibt es nach Auskunft der kantonalen Steuerverwaltung bislang keine Fälle, in denen Personen in den Genuss einer Pauschalbesteuerung kamen, deren



«Für die Betroffenen handelt es sich meist um eine Art Spielgeld.»

Vermögen zum Grossteil aus Kryptowährungen besteht. Das spricht dafür, dass die meisten vermögenden Bitcoin-Einwanderer die Schweiz auch als unternehmerisches Betätigungsfeld sehen und nicht nur als Wohnsitz. (Pauschalbesteuerten ist eine Erwerbstätigkeit in der Schweiz verwehrt.)

Sowohl Nikolajsen als auch Müller bestätigen, dass der Kanton Zug sich zum Magneten für die Krypto-Community entwickelt habe, weil er Rechtssicherheit bei Vermögen in Kryptowährungen biete. «Solche Guthaben werden hierzulande ähnlich behandelt wie anderes Vermögen», so Luka Müller. In anderen Ländern gebe es hingegen beträchtliche Unwägbarkeiten bei der steuerlichen Bewertung. Laut Nikolajsen gibt es keine einzige Rechtsordnung weltweit, die so klare Bestimmungen bei der Behandlung von Kryptowährungen habe wie der Kanton Zug. Dadurch würden die Kryptowährungen als Vermögensklasse auch legitimiert. «Zug ist meilenweit vor allen anderen Standorten weltweit.»

### Mehr Sauerstoff

Die Kehrseite für die Neuansiedler in Zug: Mit der kompletten Bitcoin-Anonymität, die einen Teil des Reizes der Technologie ausmachte, aber eben auch Steuerhinterziehung und Geldwäsche Tür und Tor öffnete, ist es spätestens bei der Wohnsitznahme in der Schweiz vorbei. Auch wenn wohl nicht alle Bitcoin-Millionäre ihr ganzes Vermögen offenlegen, so möchten die Behörden doch relativ genau wissen, woher die deklarierten Vermögenswerte stammen. Wer etwa zeigen kann, dass er sich seit Jahren als Programmierer in den Kryptokreisen bewegt und beispielsweise für Programmierarbeiten schon früh in Bitcoin bezahlt wurde, hat gute Chancen auf eine Aufenthaltsgenehmigung. Anders sieht es aus, wenn jemand ohne einen entsprechenden beruflichen Hintergrund aus dem Nichts plötzlich ein riesiges Vermögen vorweise und nach Zug ziehen wolle.

Ein weiterer schwieriger Punkt ist die Umwandlung der Bitcoins in die nationale Währung. Nach Beobachtung von Branchenkennern sind viele Schweizer Banken äusserst wählerisch, was die Annahme von Vermögen betrifft, das ursprünglich aus der Welt der Kryptowährungen stammt. Die Beteuerungen, es gehe vor allem um die Einhaltung von Geldwäschereivorschriften, hält Luka Müller für vorgeschoben. «Es ist keine Hexerei, zu beurteilen, ob ein Vermögen in Kryptowährungen legitime Ursprünge hat.» Manche Bitcoin-Millionäre führen trotz Wohnsitz in Zug ihre Banktransaktionen in anderen Ländern aus. Jurist Müller ist aber überzeugt, dass sich die Banken bald bewegen werden. «Spätestens 2018 wird hier etwas passieren.» Das Walfisch-Biotop am Zugersee bekäme damit noch etwas mehr Sauerstoff. ○

# So werden Rosinen zu Ruinen

Das Pariser Umweltabkommen und die Energiestrategie 2050 sind der falsche Weg, um mit dem Klimawandel umzugehen. Technisch, wirtschaftlich und ökologisch gesehen, sind sie ein Rückschritt, die Bürger werden sich dagegen auflehnen. *Von Silvio Borner*



Überwiegt der menschengemachte Einfluss? Villars, Dezember 2015.

*The problem with an ideology is that it gives the answer before you look at the evidence. So you have to mold the evidence to get the answer that you've already decided. It doesn't work that way.*

Bill Clinton, 2012

Diese Aussage des früheren US-Präsidenten umschreibt gut, woran die Debatten über Klimawandel und politische Massnahmen krankten. Die Schweiz ist einer Art Klimahysterie verfallen, die jegliche wissenschaftliche, aber auch wirtschaftliche Kritik an der Klimapolitik nicht mehr zu Wort kommen lässt. Die Verleihung des Benoist-Preises an den Weltretter Professor Thomas Stocker und die neueste ETH-Studie zur Versorgungssicherheit sollen auch noch die letzten und leisesten Zweifel im Keime ersticken. Ganz anders sieht es aus, wenn man ohne jegliche Klimahysterie und Öko-Euphorie die grundsätzlichen Fragen erörtert

und dabei die ökonomische Vernunft zu Wort kommen lässt. Hier ein Überblick über die wichtigsten Fragen.

## 1 — Was sind unbestrittene Tatsachen?

Das Klima erwärmt sich, und der menschengemachte (anthropogene) Einfluss existiert – aber ob er «eindeutig überwiegt», wie ETH-Professor Reto Knutti kürzlich in der NZZ schrieb, ist nach wie vor wissenschaftlich offen. So ist die Frage, ob die Klimamodelle so gut abgestützt sind, dass man damit den Versuch einer exakten Steuerung der Erwärmung auf Jahrzehnte hinaus legitimieren kann, zu verneinen. Schliesslich ist die Fokussierung bei den anthropogenen Treibhausgasen (THG) auf das an sich lebenswichtige CO<sub>2</sub> und bei diesem vor allem auf die Energie primär politisch, nicht wissenschaftlich bestimmt. Die Berechnung eines exakten CO<sub>2</sub>-Budgets, um

die Erwärmung bis zum Jahr 2100 auf 2 Grad Celsius zu begrenzen, ist ein Missbrauch von Wissenschaft.

## 2 — Was folgt daraus und was nicht?

Klimaforscher sind frei in ihren Modellprognosen, aber sie können daraus keine Reduktionsziele in absoluten Zahlen ableiten, ohne die grossen Unsicherheiten offen zu deklarieren und die damit verbundenen Fehlerisiken zu beziffern. Noch relevanter ist aber die Vernachlässigung anderer Probleme wie der Bevölkerungsexplosion in Afrika, Armutüberwindung, Erschöpfung von Ressourcen, die noch knapper sind als Energieträger.

Selbst gemäss den Modellberechnungen des Weltklimarats (IPCC) würden die in Paris verbindlich abgegebenen Versprechen bloss eine Reduktion der Erwärmung um 0,1 bis 0,2 Grad Celsius bewirken. Das Abkommen von Paris ist daher selbst für die IPCC-Promotoren reine Augenwischerei, aber mit gewaltigen Opportunitätskosten für Wirtschaft und Gesellschaft verbunden.

## 3 — Was ist falsch am Pariser Abkommen?

Bei einem (vermeintlichen) globalen Umweltproblem wie bei den menschengemachten THG sind nationale Reduktionsziele per se ineffizient, wettbewerbsverzerrend und somit konfliktträchtig. Entsprechende Spannungen werden noch verstärkt durch enorme Interessenkonflikte zwischen reichen und armen Ländern. Die Armen können ihre Defizite ohne einen Mehrverbrauch an fossiler Energie nie aufholen. Und solange sie nicht ein gewisses Wohlstandsniveau erreicht haben, werden sie die Ziele der Nachhaltigkeit vernachlässigen. China und Indien dürfen deshalb den CO<sub>2</sub>-Ausstoss weiterhin massiv erhöhen. Die ärmeren Länder wurden mit einem (leeren) Versprechen von 100 Milliarden Dollar Entschädigung pro Jahr gekauft.

## 4 — Was wäre global richtig?

Die Atmosphäre ist der klassische Fall von weltweitem *common property*, also eines globalen Gemeingutes, dessen Belastung, aber auch Entlastung völlig unabhängig davon sind, wo sie stattfinden. Und wenn wirklich wissenschaftlich geklärt werden kann, dass das CO<sub>2</sub> zentraler Verursacher der anthropogenen Erwärmung ist, dann ist eine globale Emissionsobergrenze in Kombination mit

einem Handel von Emissionsrechten der richtige Ansatz – also eine möglichst weltweite Deckelung des CO<sub>2</sub>-Ausstosses, verbunden mit einem Handelssystem für CO<sub>2</sub>-Zertifikate. Effizienz verlangt, die Reduktion global über den Preis so zu steuern, dass weltweit die billigsten Methoden zur Anwendung gelangen. Sobald es – allenfalls auch nur in einem begrenzten Raum wie demjenigen der EU – ein effizientes Pricing von CO<sub>2</sub> gibt, sind zusätzliche Eingriffe wie Subventionen, Gebote oder Verbote nutzlos, wenn nicht gar kontraproduktiv.

#### 5 – Wo steht die Schweiz?

Wir verrennen uns klimapolitisch in das weltweit weitaus schlechteste Kosten-Nutzen-Verhältnis. Wir wollen als einziger Staat den Ausstoss von CO<sub>2</sub> um 50 Prozent reduzieren, obwohl andere Industrieländer mit ihren Zukunftsversprechen nicht einmal unser heutiges Niveau (pro Kopf) erreichen würden. Der Schweizer Weltanteil am CO<sub>2</sub>-Ausstoss beträgt ein Promille. Damit sind wir pro Kopf in der OECD (nebst Chile) die Besten, und im Verhältnis zur Wirtschaftsleistung, also pro BIP-Einheit, liegen wir mit unseren Emissionen auf dem ebenfalls hervorragenden Platz 184. Bei der CO<sub>2</sub>-Steuer sind wir bereits heute Weltspitze und wollen diese jetzt im Alleingang noch massiv hochfahren.

Zudem schafft unsere Politik einen Widerspruch zwischen der CO<sub>2</sub>-Reduktion und dem Ausstieg aus der Kernenergie. Die deutsche Energiewende zeigt, dass die Flatterhaftigkeit des Stroms aus unständig liefernden erneuerbaren Quellen wie Solar- und Windkraft einen praktisch hundertprozentigen Back-up durch flexible fossile Kapazitäten erfordert. Deutschland hat deshalb als einziges Industrieland den CO<sub>2</sub>-Ausstoss nicht reduzieren können.

Unsere anvisierte Vorbildfunktion entspringt einer gefährlichen Mischung aus schlechtem Gewissen, moralisierendem Sendungsbewusstsein und einem korrumpierenden Geldstrom für Propaganda und leider auch aus gekaufter Forschung. Die Musterschülerrolle dürfte spätestens dann auf Ablehnung stossen, wenn die Wohlstandsverluste spürbar werden. Spielzeuginnovationen wie der Staubsauger von Hinwil, der pro Tonne CO<sub>2</sub>, die er reduziert, tausend Franken kostet, belasten volkswirtschaftlich nur uns selber und wirken international abschreckend bis erheiternd.

#### 6 – Welche Lehren kann man daraus ziehen?

a) Wenn ideologische oder moralisierende politische Programme bei der Umsetzung den Wohlstand spürbar schmälern, kippt die Stimmung schnell und radikal.

b) Bei erfolgreichen technologischen «Wenden» erzeugen die ersten Schritte grossen Nutzen mit geringen Kosten und nicht umgekehrt, wie wir das planen. Rückblickend ist es besser, dass die Energiestrategie 2050 angenommen wurde, weil so die Stunde der Wahrheit schneller kommt.

c) Die Forcierung von Solar- und Windenergie sowie vor allem von Biomasse bei gleichzeitigem Nuklearverbot ist ein zivilisatorischer Rückschritt: technisch, ökonomisch und selbst ökologisch. Die Luftverschmutzung gerade auch aus Biomasse ist für die menschliche Gesundheit ein viel grösseres Problem als das CO<sub>2</sub>. Und gerade in der Schweiz ist die Verschandelung der Landschaft besonders heikel.

d) Revolutionäre Erfindungen werden auch den Energiesektor umkrempeln, können jedoch nicht vorausgesehen oder gar politisch befohlen werden. Innovations-Rosinen kann man nicht aus politisch-ideologischen Wunschträumen picken, sondern sie entwickeln sich – marktgetrieben – aus der ergebnisoffenen und freien Forschung. Sonst werden aus den Rosinen schnell Ruinen. Edison hatte mit der Glühlampe weltweit sofort einen Riesenerfolg, sein Elektroauto wartet aber noch hundert Jahre später auf den Durchbruch. ○

# Reicher in Rente: So optimieren Sie Ihre private Vorsorge.

**Diese Woche:**  
Tipps für die Säule 3a.



[www.handelszeitung.ch](http://www.handelszeitung.ch) | Jeden Donnerstag neu am Kiosk | Magazin als mobile App für iPad und iPhone | Kostenloser Newsletter

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung



*Pfründen werden abgeschafft, heilige Kühe geschlachtet:* Staatspräsident Macron (Mitte) mit Arbeitsministerin Pénicaud und Regierungssprecher Castaner.

## Ein Parfümhauch von Despotie

Emmanuel Macron hat in den ersten sechs Monaten seiner Amtszeit die Reichensteuer abgeschafft und das Arbeitsrecht ausgehebelt. Macrons Popularität leidet unter seiner forschen Politik. Wählen würden ihn die Franzosen dennoch wieder. *Von Jürg Altwegg*

Zu seiner Rechten sitzt Arbeitsministerin Muriel Pénicaud, links von ihm Regierungssprecher Christophe Castaner, umrahmt vom europäischen Sternenbanner und der französischen Trikolore. Auf dem Schreibtisch eine Standuhr, das Telefon, ein paar Münzen oder Medaillen und drei Bücher. Vor laufenden Kameras unterzeichnet Emmanuel Macron das neue Arbeitsrecht: «Eine Reform, wie sie die Fünfte Republik nie gesehen hat.» Eine Premiere war auch die amerikanische Inszenierung des Vorgangs.

### «Sozialer Putsch»

Jean-Luc Mélenchon, charismatischer Leader der linken Partei Unbeugsames Frankreich (La France insoumise), polterte gegen den «sozialen Putsch» und drohte mit dem Aufstand der Strasse, «die auch schon die Könige und die Nazis besiegt hat». Doch sein Aufruf zur Massendemonstration verpuffte im ideologischen Vakuum von Macrons Machtübernahme. Im politischen Klimawandel gab es keinen «heissen Herbst».

Auch den Kampf um die zweite heilige Kuh – die Reichensteuer – hat Macron ohne grossen Widerstand gewonnen. Frankreichs «Solidaritätsteuer auf Vermögen» (wie die Reichensteuer wohlfeil genannt wird) war das Schreckgespenst der Superreichen. Das finanzielle Aufkommen war zweifellos geringer als die Defizite, die sie

mit ihrem Abschreckungseffekt bewirkte: Diese beliefen sich auf 4 Milliarden Euro.

Mit der Abschaffung der Reichensteuer beschloss das Parlament die Einführung einer Flatrate von 30 Prozent auf Kapitalerträge. Bislang wurden Dividenden, Zinsen, Mehrwerte bis zu 60 Prozent geschöpft. Die hundert reichsten Franzosen müssen im Durchschnitt fortan 582 380 Euro weniger bezahlen.

Mit den Steuersenkungen schafft Frankreich nach Angaben seines Finanzministers Bruno Le Maire den Anschluss ans europäische Mittelfeld und kehrt auf das Niveau der Zeit vor 2007 zurück, als Sarkozy Präsident wurde. Die Regierung setzt auf Wachstum und neue Jobs. Der Preis für den Staat: 5 Milliarden Euro weniger Einnahmen.

Franzosen in der Schweiz stellt sich die Frage einer Rückkehr. Attraktiv bleibt unser Land für Vermögen ab hundert Millionen, rechnen Experten vor. Ob ein Franzose tatsächlich nach

### Von solch einer Machtfülle kann ein amerikanischer Präsident nur träumen.

Frankreich zurückgeht, wird von der Erbschaftssteuer abhängen. Um in Frankreich lebende Nachfahren von Erblassern im Ausland belangen zu können, hatte der ehemalige Prä-

sident François Hollande das Abkommen mit der Schweiz gekündigt. Macron wird daran kaum etwas ändern. Erben gehören nicht zu den Nutzniessern seiner Reformen, die auf Kosten der Etablierten, Rentner und Beamten gehen. Er will die wirtschaftlich produktiven Kräfte fördern. Kapital soll nicht gehortet, sondern investiert werden. Macrons liberale Politik bricht mit den Sozialisten wie mit den bürgerlichen Konservativen. Er nennt es «Fortschritt».

Wie Napoleon reformiert Emmanuel Macron sein Land – von oben, autoritär und mit viel Selbst- und Stilbewusstsein. Die Mehrzahl seiner Wahlversprechen hat er umgesetzt. Die Altersrenten und die Arbeitslosenentschädigung stehen auf dem Programm. Studienplatzselektionen an den Universitäten sind kein Tabu mehr. Der Armeechef, der Macrons Sparmassnahmen kritisierte, musste gehen. Der Präsident ist von einer Garde junger, ergebener, brillanter Berater umgeben. In der Öffentlichkeit sind seine Minister kaum bekannt.

Am kommenden Wochenende krönt er Regierungssprecher Castaner zum Präsidenten seiner Bewegung «La République en marche!» (LREM), die Mitglieder haben nichts zu sagen. Von direkter Demokratie, Dezentralisierung und Föderalismus keine Spur. Die Zahl der Abgeordneten im Parlament will er um ein Drittel reduzieren und die Debatten beschleunigen. Sogar Wahlen will er zusammenlegen.

Nur mit der Einführung einer kleinen Dosis Proporz hat er es nicht eilig: Er will weiterhin stabile Mehrheiten. Macron regiert als erklärter Despot und nutzt hemmungslos die Möglichkeiten, die ihm die ziemlich absolutistische Verfassung einräumt. Von solch einer Machtfülle kann ein amerikanischer Präsident nur träumen. «Wie ich, nur besser», soll Sarkozy über Macron gesagt haben. Mit dem kleinen Zusatz: «Wenn das nur gutgeht!»

### Frankreichs Uhren gehen anders

Die Parteien sind mit ihren Schulden und ihrem Überleben beschäftigt, die Gewerkschaften geschwächt. Am meisten Widerstand schlägt Macron und seiner neuen jakobinischen Elite aus den Provinzen und Städten entgegen, auf die er staatliche Aufgaben abwälzt. Doch wie schon seine Präsidentschaftskampagne steht auch der Beginn seiner Amtszeit unter einem guten Stern. Bei Hollande ging alles schief – nur an den Trauerzeremonien für Terroropfer wirkte er einigermaßen staatsmännisch. Der Regen bei seinen Auftritten wurde zum Symbol seiner Pleiten, Pech- und Pannenregierung ohne Entscheidungskraft. Macron hält seine Truppen auch noch um drei Uhr morgens auf Trab. Wie Napoleon schläft er allenfalls vier Stunden. Und liest. Die Arbeitslosenzahlen gehen zurück, bevor seine Reformen ihre Wirkung entfalten können. Bereits klagt Arbeitgeberpräsident Pierre Gattaz, dass 500 000 Stellen nicht besetzt werden können.

Macrons Werdegang entsprach nicht dem französischen Königsweg an die Macht (politische Wissenschaften und ENA). Er hält sich nicht an die Gepflogenheiten der politischen Klasse. Die drei Bände seiner Schreibtischinszenierung «Tabula rasa für das Arbeitsrecht» sind unschwer als Ausgaben der Dünndruck-Klassikerbibliothek Pléiade auszumachen. Der Politologe Brice Couturier porträtiert «Macron, un président philosophe» (Les Editions de l'Observatoire) als Staatschef, der seinen Vorgängern «an intellektueller Statur» weit überlegen sei. Er beschreibt den Einfluss des Philosophen Saint-Simon (1760–1825), der die Theologen des Ancien Régime durch Wissenschaftler und Experten ersetzen und einen neuen Glauben einführen wollte: die «industrielle Religion». Wie deren Anhänger damals glaube Macron «an die Regierung der Experten und die Meritokratie», an die Belohnung für wirkliche Verdienste.

Laut Couturier erneuert «der Präsident der Reichen» vielmehr die «vergessene französische Tradition des linken Liberalismus», der

im 20. Jahrhundert der Ideologien auf der Strecke geblieben sei. Macron wolle der Bevölkerung beste Voraussetzungen für die Entfaltung ihrer Möglichkeiten schaffen und nicht primär die sozialen Zustände beklagen: «den Besitzstand bekämpfen, um die Erneuerung zu ermöglichen», vor allem der Eliten. Aber natürlich verdanke Macron seine Wahl nicht jenen, «die am meisten von der Umsetzung seines Programms» erwarten dürften: «den Arbeitslosen, den Prekären, den Einmann unternehmern, generell den Aussenseitern eines Systems, das auf das Wohlbefinden der Insider ausgerichtet ist, der Etablierten und der wohlhabenden Rentner».

Auch der Historiker und Ex-Minister Jean-Noël Jeanneney verweist in «Le Moment Macron» (Editions du Seuil) auf Saint-Simon. Und er vergleicht Macron mit Machiavelli, den er keineswegs auf den Zynismus des Machterhalts reduzieren will. Beiden bescheinigt Jeanneney ein ehrliches Bemühen, nachhaltig im Dienste der Gesellschaft zu arbeiten. Die «politische Mitte» allerdings hält er für eine französische Schimäre – und prophezeit: «Das Links-rechts-Schema wird zurückschlagen.» Wer das verneine, sei untrüglich ein Rechter. Diese Weisheit hatte vor einem Jahrhundert der Philosoph Alain formuliert. Ewig nachgebetet wird sie von den Linken. Aber vielleicht gehört auch sie zu den Wahrheiten und Gemeinplätzen, die mit Macron ihre Gültigkeit verloren haben. Frankreichs Uhren gehen wieder einmal anders.



Ex-Präsident Sarkozy.

«Wie ich, nur besser», soll Sarkozy gesagt haben. «Wenn das nur gutgeht!»

Noch schneller als bei Hollande und Sarkozy sind Macrons Beliebtheitswerte in den Keller gefallen – im Affentempo seiner Reformen. Als Beitrag zu seiner Sechs-Monate-Bilanz haben die Meinungsforscher den ersten Wahlgang des vergangenen Frühjahrs nachgespielt. Der in den Medien omnipräsente Jean-Luc Mélenchon verliert fast 2 Prozent. Marine Le Pen bleibt trotz ihres Debakels im TV-Duell mit dem nachmaligen Sieger und ungeachtet der historisch tiefen Einschaltquoten im Fernsehen wie der internen Querelen im Front national bei 21,5 Prozent. François Fillon bringt es nur noch auf 15 Prozent. Aber jeder dritte Wähler von Nicolas Sarkozy, der 2007 den «Bruch» mit

dem System versprach, würde nach einem halben Jahr erstmals dem neuen Präsidenten seine Stimme geben. Macron legt um 4 auf 28 Prozent zu.

Die Frage nach dem Ausgang einer Neuaufgabe der Stichwahl haben die Demoskopien sich und den Wählern leider gar nicht erst gestellt.

## Abkommen

# Bedingt bereit

## Der neue EU-Verteidigungspakt ist ein weiteres Argument gegen einen EU-Beitritt der Schweiz.

Wirklich wichtige Veränderungen kündigt die EU nicht mit Fanfarenstößen an. Sie schleichen klammheimlich, auf leisen Sohlen, heran – wie der soeben unterzeichnete Vertrag über die Verteidigungsgemeinschaft mit dem sperrigen Namen «Permanente strukturierte Zusammenarbeit» (Pesco), mit der sich die Union eine Wehrkapazität geben möchte.

Zugleich knüpft die EU damit an ihre Anfänge an. Denn lange bevor es eine EWG, eine Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, gab, sollte es eine EVG geben, eine Verteidigungsgemeinschaft. Doch Frankreich machte dieser Idee seinerzeit den Garaus.

### Unterschiedliche Vorstellungen

Heute indes ist Paris – gemeinsam mit Berlin – der Haupttreiber eines Wehrbündnisses. Da beide unterschiedliche Vorstellungen haben, ist das Projekt entsprechend verkorkst: Es tönt zwar gut, löst aber kein Problem und stösst stattdessen Partner wie Rivalen vor den Kopf.

Obwohl Pesco angeblich keine Konkurrenz zur Nato sein soll, dürfte man dies in Washington anders sehen. Dort liebt man militärische Alleingänge der Europäer ebenso wenig wie in London. Beide wissen, dass Frankreich nie seine Bemühungen aufgegeben hat, sich der angelsächsischen Verteidigungsvormünder jenseits von Ärmelkanal und Atlantik zu entledigen.

Die Briten machen denn auch bei Pesco nicht mit. Sie haben die Idee einer europäischen Wehrkomponente immer blockiert. Nur dank dem Brexit konnten die Kontinentaleuropäer ihre Pläne umsetzen. Dass ihre neue Wehrsportgruppe nun auf die britischen Streitkräfte, die stärksten in Europa, verzichtet, ist nur ein weiteres Problem.

### Umzingelungsparanoia

Gleichzeitig schürt die EU Russlands Umzingelungsparanoia. Da bei Pesco auch neutrale Staaten wie Österreich, Schweden und Finnland mitwirken, rückt ein westliches Militärbündnis im Norden auf 200 Kilometer an St. Petersburg heran.

Diese schleichende Vereinnahmung nominell neutraler Staaten in die westliche Verteidigungsdoktrin sollte auch der Schweiz zu denken geben. Aber vielleicht ist dies das einzig Gute an dem Pesco-Vorhaben: Es ist ein weiteres Argument gegen einen EU-Beitritt der Eidgenossenschaft. *Wolfgang Koydl*

# Kesse Lippe

Er ist der glühendste Verfechter europäischer Werte, der dienstälteste Aussenminister der EU und der mit dem losesten Mundwerk: Jean Asselborn aus Luxemburg.

Von Wolfgang Koydl und David Klammer (Bild)

Jean Asselborn ist recht neu in seinem Büro, weshalb er jetzt ein wenig ratlos auf die PIN-Tastatur neben der Tür blickt. Er hat sich die Ziffernkombination noch nicht eingeprägt, die das Schloss öffnet. Nach kurzer Überlegung entschliesst er sich zu klopfen. Die Sekretärin befreit ihn schliesslich aus seinem Amtszimmer.

Erst vor ein paar Monaten hat das luxemburgische Aussenministerium seine neue Bleibe bezogen – ein prächtiges Stadtpalais am Rande der Altstadt. Wie vieles in der Mini-Metropole ist auch dieses Gebäude versteckt gelegen, am Ende einer verwinkelten Gasse in einer Senke und dem Blick entzogen durch eine langgezogene Häuserfassade.

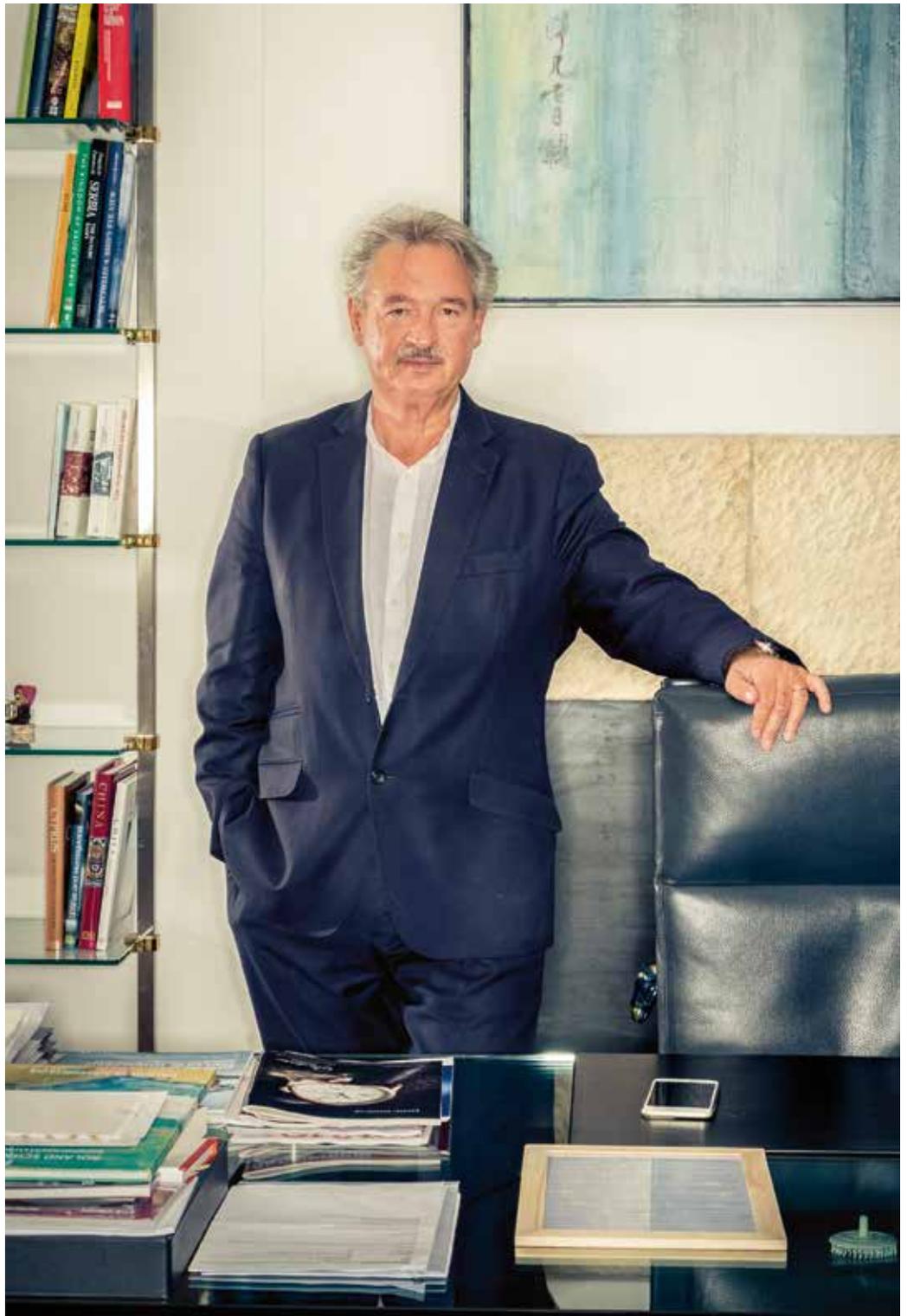
Dieses Wegducken ist typisch für das kleine Grossherzogtum, das zwischen Frankreich, Deutschland und Belgien eingezwängt liegt. Die heute knapp 600 000 Einwohner mussten sich immer irgendwie arrangieren mit den mächtigen Nachbarn, wenn sie unbehelligt bleiben wollten. Trotzdem hat das im Verlauf der bewegten Geschichte nicht immer funktioniert.

Jean Asselborns Sache allerdings ist das Wegducken nicht. Es gibt wenige Aussenminister, die so undiplomatisch auftreten wie er. Klare Worte, klare Kante – das ist Asselborns Motto. Ob es Deutschland («Land mit der Peitsche»), Ungarn («behandelt Flüchtlinge fast schlimmer als Tiere») oder die Türkei («Erdogans Nazi-Methoden») betrifft, der 68-jährige Ex-Gewerkschafter ist ein Freund und Meister der provokanten Formulierung. Ungarns Aussenminister Peter Szijjarto hat ihn daher eine «unernste Figur» genannt, doch Asselborn lächelt solche Vorwürfe weg: «Wenn wir als Europäer nicht mehr sagen dürfen, wenn was schiefläuft, sind wir keine Europäer mehr», konstatiert er lapidar.

## «Die Signale gehört»

Seine kesse Lippe hat ihm ein Dauerabonnement in deutschen Talkshows beschert. Dort weiss man, dass der Luxemburger mit seinen Sprüchen für Quote sorgt. Ausserdem schadet auch sein Aussehen nicht: Mit seinem wilden schlohweissen Haarschopf hebt er sich wohlthuend von der Politikerriege geschneigelter Scheitelträger ab. Wenn er dann noch eines seiner geliebten kragenlosen Arbeiterhemden trägt, wirkt er vollends, als sei er einem Wildwestfilm entstieg.

Erst kürzlich war er wieder bei «Hart, aber fair» in der ARD zu Gast. Es ging um die



Als wäre er einem Wildwestfilm entstieg: Aussenminister Asselborn.

«Paradise Papers» und Luxemburgs unrühmliche Rolle als Steueroase mitten in Europa. Heute allerdings, so betont Asselborn, werde dieser ungute Begriff «nicht mehr mit Luxemburg assoziiert». Man habe «die Signale gehört», be-

tont er, vor allem nachdem man bemerkt habe, dass die Aufgabe des Bankgeheimnisses nicht stracks in den ökonomischen Ruin führte: «Vor zwanzig Jahren hat meine eigene sozialistische Partei noch gedacht, dass wir wieder Kartoffeln

anbauen müssen, wenn wir das Bankgeheimnis fallenlassen. Das war nicht der Fall.» Mit einem Blick auch auf die Schweiz fügt er hinzu: «Es ist schliesslich kein krimineller Akt, wenn man ein Finanzplatz ist.»

### Dreizehn Jahre im Amt

Erst drei Jahre ist es freilich her, dass Asselborn Briefkastenfirmen in seinem Land verteidigte: «Wissen Sie, Luxemburg ist ein kleines Land», erwiderte er auf die Vorhaltungen der deutschen Linkspolitikerin Sahra Wagenknecht. «Wir haben nicht so viel Platz für Häuser, daher brauchen wir mehr Briefkästen.» Auf die Frage, ob Luxemburg seitdem womöglich die gleichnamige belgische Provinz erobert habe, um mehr Baugrund zu schaffen, antwortet er mit einem schallenden Lachen. «Natürlich gibt es noch alte Briefkästen», meint er, «die kann man nicht in die Luft sprengen.» Aber es kämen keine neuen Briefkastenfirmen hinzu, und selbst der Online-Händler Amazon – dessen Name ihm in der «Hart aber fair»-Sendung nicht einfallen wollte – beschäftigte heute 2000 Mitarbeiter in Luxemburg.

Asselborn ist schon lange im Geschäft, länger als jeder andere Aussenminister in der Europäischen Union. Vor dreizehn Jahren berief ihn der damalige Premierminister Jean-Claude Juncker in die Regierung. Vor drei Jahren übernahm er noch die Portefeuilles für Immigration und Asyl. Seitdem hat Asselborn dem Zwergstaat eine Bedeutung auf der europäischen

---

«Wir haben nicht so viel Platz für Häuser, daher brauchen wir mehr Briefkästen.»

---

Bühne verschafft, die in keinem Verhältnis zu seiner Grösse steht – auch wenn das Grossherzogtum zugegebenermassen immer wieder den Rang als reichster Staat der Welt bekleidet. «Kleines Land, grosses Ausland», umschreibt der Minister prägnant die Situation.

Gelungen ist Asselborn dieser Bedeutungszuwachs, weil er genau diese europäische Bühne nutzte, um sein Land – und nebenbei sich selbst – in Szene zu setzen. Denn wenn Luxemburg rotationsmässig den Vorsitz im Europäischen Rat innehat, spielt es auch international eine Hauptrolle. Gleichwohl wird der Minister nicht überheblich: «Ich bin das, was ich bin, und Luxemburg ist das, was es ist», wirft er ein. Der luxemburgische Aussenminister sei nicht zu vergleichen mit seinem deutschen oder französischen Amtskollegen. Und nein, es reize ihn nicht, einmal einen grösseren Staat zu repräsentieren. «Rex Tillerson, der möchte ich nicht so gerne sein», sagt er schmunzelnd – und lässt offen, ob das an der Aufgabenlast, der Verantwortung oder dem Chef des amerikanischen Aussenministers liegt.

Einen Vorteil freilich, so Asselborn, habe es, aus einem kleinen Land zu kommen: «Ich kann mich freier ausdrücken.» Davon macht er ausgiebig Gebrauch, vor allem wenn es um sein Herzensanliegen geht: um Europa und die Europäische Union. Wo immer er sie in Gefahr wähnt, ist er verbal zur Stelle – nicht mit dem Florett, sondern mit dem schweren Zweihänder. «Die Osteuropäer haben den Geist der Europäischen Union nicht verstanden», beschied er etwa den Ungarn und den Polen, die nicht ihren Anteil an Migranten aufnehmen wollen. Die Österreicher wiederum erinnerte er daran, dass man «das Mittelmeer nicht schliessen kann wie eine Skipiste». Wiens Noch-Aussenminister und Bald-Kanzler Sebastian Kurz freilich strafte ihn Lügen; man kann das Mittelmeer schliessen – nur eben als Seeroute.

Euroskeptiker zwischen London, Bern und Budapest lassen sich durch solche Sprüche



Asselborns zuverlässig in Wallung versetzen. Geradezu verblendet von der EU sei der Luxemburger, unterstellen sie ihm. Wahrscheinlich versuche er nur, mit Hilfe des grossen Gleichmachers Brüssel auch die grösseren Staaten des Kontinents in ohnmächtige Kantone eines Euro-Superstaates zu verwandeln – in lauter kleine Luxemburgerli gewissermassen.

Nun ist die Affinität Asselborns zu Europa echt und tief empfunden. Vor dem Eingang zu seinen Amträumen steht nur eine Fahne, und es ist nicht die des Grossherzogtums, sondern das blaugoldene Sternenbanner der Europäischen Union. Vor und nach dem Gespräch deutet er gleich zweimal vom Fenster aus in den Nebel über der Stadt in die Richtung, in der das Geburtshaus von Robert Schuman liegt, einem der legendären Gründerväter des gemeinsamen Europas. Vor lauter Begeiste-

rung vereinnahmt Asselborn ihn als Luxemburger, obwohl Schuman nie Staatsbürger des Herzogtums war. Geboren wurde er als Reichsdeutscher, nach all den Wirren des 20. Jahrhunderts starb er als Franzose.

Schuman war kein Luxemburger, sondern Europäer. Seine Person verkörperte das Schicksal dieses Kontinents, so wie Luxemburg als Land stärker mit Europa verknüpft ist als andere Staaten – historisch, kulturell, wirtschaftlich, mental. Für Luxemburg bedeutete die Europäische Gemeinschaft das Ende einer pre-

---

Die EU ist ein Produkt des Westens, in dem sich die Osteuropäer fremd, unverstanden, benachteiligt fühlen.

---

kären Existenz als Spielbällchen grösserer Nachbarn. Entsprechend innig bekannte sich das Land zur europäischen Idee – und profitierte nebenbei von ihr: Luxemburg ist neben Brüssel und Strassburg die dritte EU-Metropole. Sie beherbergt den Europäischen Gerichtshof, den Europäischen Rechnungshof, die Europäische Investitionsbank und das Sekretariat des Europaparlaments. Gleich drei Präsidenten der EU-Kommission stellte das kleine Luxemburg, so viele wie kein anderer Mitgliedstaat. Ein wenig knüpfte das Land damit an die glorreichen Zeiten an, als vier Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation der Luxemburger Linie entstammten.

Geografisch ähnelte dieses Reich der alten Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft vor den diversen Erweiterungsrunden. Der Osten des Kontinents hätte genauso gut auf einem anderen Planeten liegen können, so fremd erschienen seine Bewohner und ihre Sitten den Westlern. Manchmal hat es den Anschein, als ob sich in der heutigen EU nicht viel geändert hätte: Die EU ist ein Produkt des Westens, in dem sich die Osteuropäer unverstanden, benachteiligt, oft auch fremd fühlen.

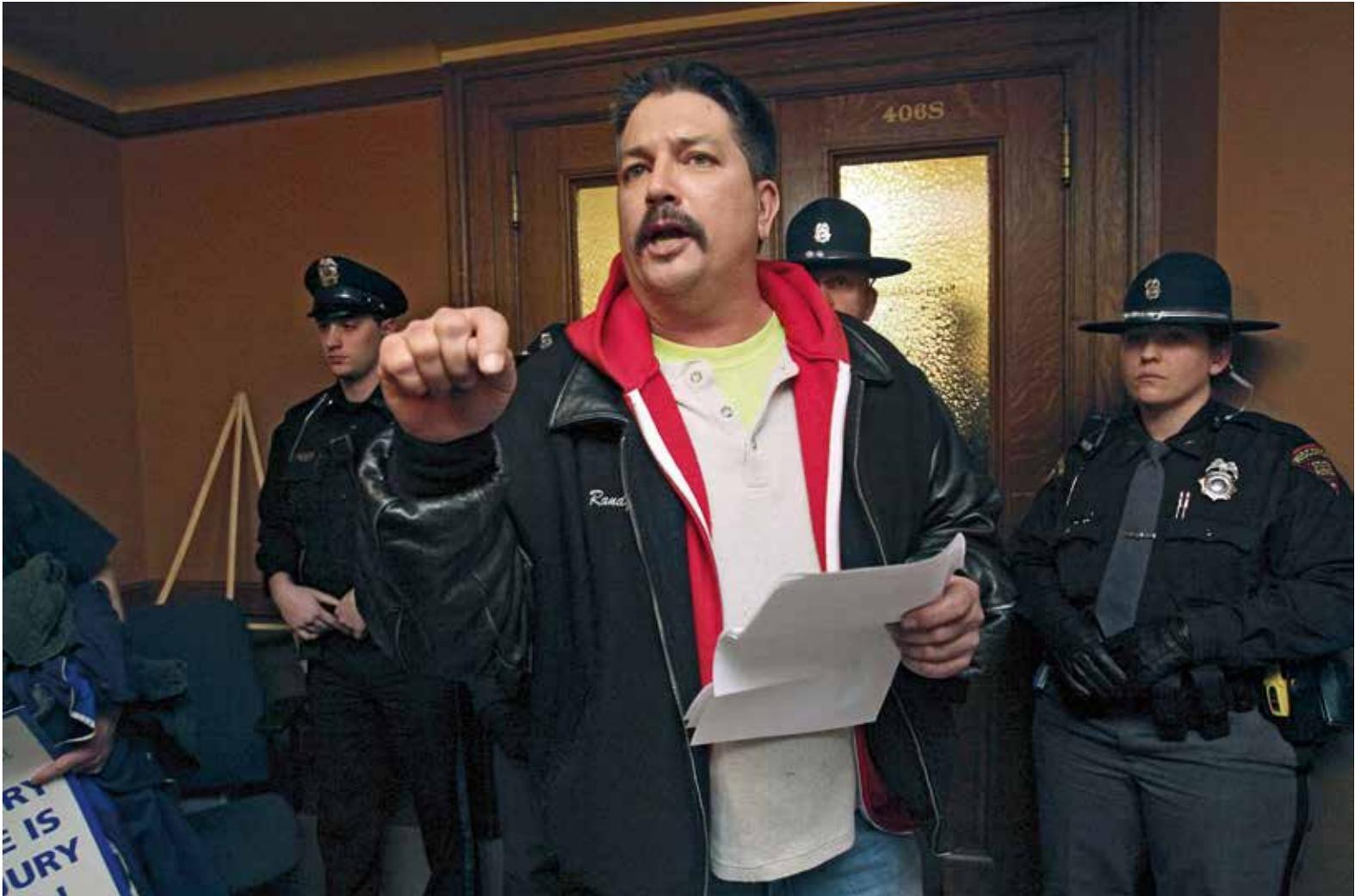
### Aber Geld ist nicht alles

Asselborn warnt denn auch eindringlich davor, dass nach «zehn Jahren des Streites zwischen dem Norden und dem Süden der EU über das Geld» nun ein «viel schlimmerer Ost-West-Konflikt» ausbricht. Auch er höre die Klagen seiner Kollegen aus dem Osten, aber verstehen kann er sie offenbar nicht. «Brüssel ist nicht Moskau, die EU ist nicht die Sowjetunion», wischt er Klagen über eine Bevormundung beiseite. Und überhaupt: Habe man die Osteuropäer nicht mit Millionen aus diversen Struktur- und Regionsfonds überschüttet? Ja, das stimmt. Aber Geld ist nicht alles. Asselborn selbst betont schliesslich, dass «nicht die Verträge, sondern die Werte den Frieden in Europa garantieren». Es wäre vielleicht der Überlegung wert, ob die Werte des Westens auch im Osten so verstanden werden. ○

# Araber reden über Eskimos

Was kommt heraus, wenn die Teilnehmer einer hochkarätig besetzten Konferenz in New York über die Ursachen des Populismus diskutieren?

Von Andreas Gross



Im Verständnis Lincolns: Gewerkschafter Randy Bryce.

Randy Bryce ist Stahlarbeiter und Gewerkschafter aus Milwaukee, einer heruntergekommenen Industriestadt im Mittleren Westen der USA. Sie war jahrzehntelang eine Hochburg der Demokraten, doch seit sieben Jahren wählt sie republikanisch. Letztes Jahr wurde sie zu *Trump country*. Bryce könnte die Vorlage für Bruce Springsteens «Working Class Hero» geliefert haben. Nun interessierte sich das progressive Monatsmagazin *Mother Jones* für ihn, weil er Unerhörtes vorhat: Der Linksdemokrat macht Paul Ryan – als republikanischer Vorsitzender des Repräsentantenhauses einer der mächtigsten Männer Washingtons – den Wahlkreis streitig, in dem dieser seit neunzehn Jahren immer wieder gewählt worden war.

## «Hunger nach populistischer Politik»

Bryce macht Wahlkampf mit dem Slogan «Wer gleicht euch mehr, Ryan oder ich?» und outet

sich dabei als Populisten. Populismus sei, was die Menschen wollten, erläuterte er *Mother Jones*: «Deswegen ist er so erfolgreich. Es gibt einen Hunger nach populistischer Politik. Die Menschen wollen einen wie sie, der wie sie für sie entscheidet.» Schade, dass Bryce nicht zugegen war, als sich unlängst auf Einladung der *New York Review of Books* 200 kluge Köpfe aus aller Welt in den ehrwürdigen Räumen der New York University trafen, um das Phänomen Populismus zu diskutieren. Denn er hätte einen Schuss Realität in das Kolloquium gebracht, in dem die wenigsten Teilnehmer konkrete Erfahrungen mit dem Untersuchungsgegenstand hatten. Oder wie es ein Beobachter formulierte: «Als ob eine Gruppe Araber über Eskimos werweist, über die sie schon so viel gelesen hat, ohne je mit einem gesprochen zu haben.»

Generell hat Populismus in den USA kein so negatives Image wie in Europa. Kein Geringe-

rer als Abraham Lincoln hat das amerikanische Verständnis in seiner berühmten Gettysburg-Rede am besten beschrieben: «Für eine Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk». Wobei mit Volk (lateinisch *populus*) alle Menschen gemeint sind, nicht nur die Bürger mit entsprechendem Pass.

In den USA sind sich die meisten Menschen bewusst, dass sie die Errungenschaften der letzten 250 Jahre «populistischen» Volksbewegungen verdanken. Mit den Worten der New Yorker Politologin Frances Fox Piven: «Alle grossen und umwälzenden Bewegungen der Vergangenheit – die Radikaldemokraten... des 18. Jahrhunderts, die Gegner der Sklaverei im 19., die Arbeiterbewegung oder die Frauenbewegung im 20. Jahrhundert oder die LGTB-Bewegung... – alle waren erfolgreich, weil sie die elementare und fundamentale Macht der einfachen Menschen aktiviert

haben.» Entsprechend definiert der Oxford English Dictionary den Begriff «populistisch» als politischen Ansatz, «der an gewöhnliche Menschen appelliert, die das Gefühl haben, dass ihre Bedürfnisse von etablierten Gruppen der Elite vernachlässigt werden».

Das tönt harmlos. Warum dann diskutierte man in New York ein Wochenende lang so sorgenvoll über die Wurzeln des Populismus, über seine linken und rechten Ausprägungen ebenso wie über seine europäischen und möglicherweise künftigen Eigenheiten? Primär deshalb, weil in diesem Phänomen – nach dem in Europa und an US-Universitäten vorherrschenden Verständnis – mehr steckt als nur populäre Politik und eine populäre Volksbewegung: «Zum Populismus gehört auch ein politischer Stil», meinte Simon Head von der *New York Review of Books*, «der die Ängste und den Groll vieler Menschen widerspiegelt und «einen anderen» als Grund der Unzufriedenheit beschuldigt – die Fremden, die Flüchtlinge, die Einwanderer, die Ausländer, die Intellektuellen, das «eine Prozent» [der Superreichen], die EU, die Globalisierung, die Wall Street oder die skrupellosen Handelsrivalen Mexiko und China.»

### Gefühl der Verlassenheit

Im Wahlsieg von Donald Trump sah Head «den spektakulärsten Erfolg eines aggressiven rechten Populismus» in der Geschichte der USA. Das sei besorgniserregend, da die Erfahrung lehre, dass Rechtspopulisten – einmal an der Macht – die Probleme, denen sie ihren Aufstieg verdankten, nicht lösten sondern verschärften. Abgesehen davon, dass sie auch das Los der vermeintlich Schuldigen – Fremde, Einwanderer, Asylbewerber – nur verschlimmern würden.

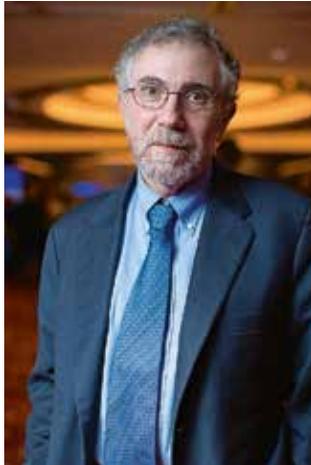
Der New Yorker Soziologe Richard Sennett betonte das Gefühl der Verlassenheit und Verlorenheit unter vielen Arbeitern und einfachen Angestellten in ländlichen Gebieten, die dann Trump gewählt hätten. «Niemand hilft ihnen, ihre verschlechterte Lage wirklich zu verstehen und zu verbessern», meinte er. Und wenn die Demokraten es versuchten, würden sie als genauso fremd und elitär empfunden wie «die anderen dort oben, die einem das Leben so schwer machen».

Für den Historiker Michael Kazin «erblüht der rechte Populismus vor allem überall dort, wo der Unterschied zwischen dem, was man versprochen bekam, und der Wirklichkeit so leidvoll erfahren wird». Trump habe es geschafft, diese Gefühle anzusprechen und aufzunehmen, ohne sie sich zu eigen zu machen

oder Abhilfe zu schaffen. Als Mitschuldigen am Erfolg des Populismus sieht Kazin auch die Medien: Sie liessen die Menschen vereinsamen, anstatt ihnen zu helfen, die Umstände zu begreifen und sich zu wehren.

Der Publizist Robert Kuttner (*The American Prospect*) wurde grundsätzlicher. Man habe es heute mit einer entfesselten Wirtschaft zu tun, die nicht mehr der Mehrheit der Menschen diene. Früher konnte die Politik die Märkte zügeln und sie auf den rechten Weg zwingen. Heute habe die Politik diese Macht nicht mehr. Daher brauche es «zum Schutz von drei Vierteln der Menschheit» einen transnationalen Gesellschaftsvertrag, der dem Kapital Grenzen setze und es sozial verträglich mache. Anders, so Kuttner, «überlebt die Demokratie den Kapitalismus nicht».

Wie so viele Redner fand auch Nobelpreisträger Paul



Nobelpreisträger Krugman.

Krugman, Superstar unter den amerikanischen Kolumnisten, keine rechte Antwort. Er könne in Trumps gesetzgeberischen Aktivitäten «nichts Populistisches» erkennen, meinte er. Nur die Rhetorik des Präsidenten bleibe paradoxerweise «antielitär», was Krugman zu der Frage veranlasste, weshalb die Rechte ihre elitäre Politik «populistisch» verkaufen und rechtfertigen könne, während Reformen der Demokraten, die tatsächlich der Mehrheit der Menschen dienen, als «elitär» verschrien würden.

Nicholas Lemann, früher Rektor der Journalismusfakultät an der Columbia University, sah im «Populismus ein Gefühl und keine Politik». Wie die meisten Tagungsteilnehmer unterschied er zwischen linkem und rechtem Populismus: Der erste habe zwei Akteure, das Volk und die Elite; beim zweiten gebe es einen dritten «schuldigen» Akteur – die Sündenböcke und Prügelknaben. Intellektuelle, so Lemann, sollten der Versuchung widerstehen, Populismus mit «Irrationalität» gleichzusetzen: «Wir bringen ihn nicht weg, wir sollten ihn uns eher selbst zu eigen machen – ohne Sündenböcke –, um die politischen Reformen zu entwickeln, die den Ärger der Menschen abbauen und ihren Bedürfnissen wirklich entgegenkommen.»

Diesem Fazit hätte wohl auch Stahlarbeiter Randy Bryce zugestimmt. Ansonsten aber wäre er ratlos geblieben – so wie die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Konferenz.

Andreas Gross ist Politikwissenschaftler und Leiter des Ateliers für direkte Demokratie in Saint-Ursanne.



## Inside Washington

### Kraftsäfte

#### Richter im Zwielficht. Bannon auf Diät. Und die Demokraten siegen wieder.

Steve Bannon, der einstige Guru von Donald Trump, schnallt den Gürtel enger. Die graue Eminenz des Wirtschaftspopulismus hat sich eine Schlankheitskur aus «dickgrünen, essigsauen Säften» verordnet, um für seinen Krieg gegen das republikanische Establishment gerüstet zu sein. Bannon wird jeden Tropfen Kraftsaft brauchen nach einer Woche, in der sein republikanischer Senatskandidat aus Alabama, Richter Roy Moore, unter Beschuss geraten ist. Der strengkonservative Haudegen wird beschuldigt, sich vor Jahren, als er noch Bezirksstaatsanwalt und Junggeselle war, mit Teenager-Mädchen eingelassen zu haben. Er wehrt sich vehement, auch gegen den Vorwurf, er habe eine Sechzehnjährige auf einem Parkplatz vergewaltigt. Die republikanische Spitze ist in Panik, bedrängt ihn, auf seine Kandidatur zu verzichten.

Gleichzeitig müssen die Republikaner die krachende Niederlage verkraften, die sie bei den Gouverneurswahlen in Virginia und New Jersey erlitten haben. Was bedeutet der erste grosse Sieg der Demokraten seit Trumps Wahl für die Zwischenwahlen im nächsten Jahr? Erfahrungsgemäss ist die Partei, die den Präsidenten stellt, bei Halbzeitwahlen im Nachteil. Angesichts der Niederlagen letzte Woche müssen die Republikaner für 2018 ein Massaker befürchten.

Hoffnungsschimmer für das republikanische Establishment: Die Demokraten werden den Schatten von Hillary Clinton nicht los. Medien berichten, dass Justizminister Sessions sein Ministerium angewiesen habe, Vorermittlungen gegen die Clinton Foundation wegen Korruptionsverdacht einzuleiten. «Was bringt es, sich zum jetzigen Zeitpunkt Clinton vorzuknöpfen?», mögen Sie kritisch einwerfen. Fragen Sie Ex-Vizepräsident Biden, Bernie Sanders und viele andere Rivalen, die schon den Blick auf die Präsidentschaftswahlen 2020 richten. Ihre Antwort wird lauten: «Eine ganze Menge.» Amy Holmes



LUCAS CRANACH d. Ä. (1472–1553)

Lucretia, um 1535/40

Öl auf Holz

Kunsthistorisches Institut, inv. 1038, erworben 1932

Cranach (verfügt) über jenen Körper nur dann, da sich eine  
Spannung des Blicks an die Brust legt. Das durchscheinende Tuch fördert  
den Typus eines des Betrachters zueinander.

Kat. 87

*Symbolische Macht:* Selbstmord der Lucretia von Lucas Cranach dem Älteren, um 1535–1540.



## Ikone der Woche

# Weibsbilder

Von Claudia Schumacher

**B**erührt der Dolch bereits die Haut? Es ist der Augenblick, bevor das Ungeheuerliche geschieht. Eine gewaltige Bilddramaturgie spannt sich auf zwischen der Schwärze der Nacht und dem luziden Körper der Schönen. Wie blutrote Tränen reihen sich die Korallen zur Kette, der transparente Schleier wahrt die Zartheit der jungen Frau im brutalsten Moment ihres Lebens: Lucretia ist im Begriff, sich zu töten, doch in dem Sekundenbruchteil, bevor die Klinge eindringt, darf die Sanftmütige noch einmal aufleuchten, engelsgleich. Gemalt hat sie hier Lucas Cranach der Ältere.

### Hexen, Huren, Heilige

Das Kunstmuseum Basel zeigt die Ausstellung «Weibsbilder: Eros, Macht, Moral und Tod um 1500». Zu sehen sind dabei Gemälde der Cranachs sowie Werke von Holbein, Dürer oder Baldung. Frauen, gemalt von Männern – Bilder als Projektionsflächen männlicher Verehrung, Verletzung und Angst. Das enorm Schöne dabei ist die Wichtigkeit dieser Weibsbilder: Es sind Hexen, Mörderinnen, Huren und Heilige – und eine Gefahr geht von ihnen aus, für andere wie für sie selbst. Ein Knistern liegt in der Luft, nicht nur, weil die gezeigten Frauen nicht normal sind. Auch ihre Darstellung war es nicht: Nacktheit liess sich um 1500 nur im kleinen, streng definierten Rahmen zeigen. Eine Zeit, in der ausgezogene Frauenkörper nicht wie heute bis zur Reizüberflutung in der Öffentlichkeit präsent waren: Zu Beginn der Renaissance ist die entblösste Frau ein spezielles, gewagtes Sujet.

Damals wie heute geht vom Frauenkörper – der zwischen Burka und Bikini ganze Gesellschaftsmodelle transportieren kann und über den wir uns alles Mögliche verkaufen lassen – vor allem eine symbolische Macht aus. Diese Macht ist zwar nur ein Bild, aber eins der stärksten und begehrtesten, denn: Während der Muskelkörper des jungen Mannes in unseren Bürogesellschaften zunehmend an Bedeutung verliert, gerät die archaische Reproduktionsgewalt der jungen Frau niemals aus der Mode. Es ist einzig ihr Körper, nicht der Körper des Mannes und auch nicht der Körper der alten Frau, von dem die Zukunft einer Gesellschaft abhängt. Der Selbstmord der tugendhaften Lucretia, nachdem sie vergewaltigt wurde, soll gar einen Volksaufstand ausgelöst haben und damit den Beginn der Römischen Republik markieren – symbolisch zumindest.

Weibsbilder: Eros, Macht, Moral und Tod um 1500.  
Kunstmuseum Basel, Neubau, bis 7. Januar 2018.

# Steak tartare oder Frankreichs schöne Müdigkeit

Eine Reise nach Frankreich im April 1964 hat meine Jugend und mein späteres Leben geprägt. Was ist übriggeblieben von jener Zeit, die meine Generation überschätzt haben mag, aber nie mehr vergessen kann? *Essay von Hans Ulrich Gumbrecht*



*Erfüllter Traum einer grossen Vergangenheit:* Mont-Saint-Michel an der Grenze zwischen Bretagne und Normandie.

So minimal war der Effekt aus den ersten sieben Monaten Französischunterricht, dass ich auf die Anweisung des Zollbeamten, unsere Pässe in einer «maison en verre» vorzuzeigen, mit der Suche nach einem «grünen Haus» reagierte – was heute noch wie ein Knoten von Peinlichkeit in meinem Gedächtnis steckt. Als wir endlich das «Glashaus» gefunden hatten in der frühen Osterwoche 1964 und, die Pässe vielfach bestempelt, mit dem Citroën DS meines Onkels über die Grenze westlich von Saarbrücken gefahren waren, sollte es nie mehr ein Zurück geben für mich. Angesteckt von der für diese Generation ungewöhnlichen Begeisterung der deutschen Verwandten, wurde mir Frankreich das hinreissend andere Land, die begehrenswerte Alternative zur vorher kaum wahrgenommenen Enge in der kleinen Universitätsstadt, wo ich geboren und aufgewachsen war.

Schon am ersten Abend der Reise – wir übernachteten in Epernay, um die Region östlich von Paris mit einer Flasche Champagner zu feiern, von der ein routinierter Kellner auch meinem Vetter und mir ein Glas einschenken durfte –, schon am ersten Abend wollte ich in dieser noch unheimlichen Welt zu Hause sein. Und der

Wunsch schwoll an zu postpubertärem Enthusiasmus während fünf Tagen in der Hauptstadt, in der damals, auf dem Höhepunkt der Staatsästhetik von Charles de Gaulle, gerade damit begonnen wurde, sie vom uniformen Schwarz der existenzialistischen Nachkriegsjahre zu dem bürgerlichen Beige zu reinigen, das bis heute die Farbe ihrer Fassaden geblieben ist.

## Stauender Gast

Ohne dass ich es damals wissen konnte, kam meine Zukunft in der kurzen Gegenwart jener Tage zusammen. Dass ich einen Teil meines letzten Gymnasialjahrs an einem Pariser *Lycée* absolvieren konnte, mit grenzenloser Bewunderung für unseren Geschichtslehrer, der stolz war auf seine Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei, und für einen betagten Philosophieprofessor aus Mühlhausen, der sich neben den ganz grossen Klassikern an die christlich-konservativen Autoren seiner Zeit hielt, meinen (zufälligerweise) elsässischen Nachnamen mochte und mir als deutschem Schüler einen unverdienten Vertrauensvorschuss im Umgang mit abstrakten Begriffen und komplexen Argumenten gab; dass ich Romanistik (und das hiess damals vor allem: französische Literatur)

studierte und dass ich dann als junger Hochschullehrer in den 1980er Jahren das enorme Glück hatte, einige Male als staunender Gast in die grosse intellektuelle Szene der Foucaults, Derridas und Lyotards, der Lacans und Cixous, der Furets und Le Goffs eingeladen zu werden – all diese Impulse, die mein Leben auf den Weg brachten, hätte es ohne die Reise nach Frankreich im April 1964 nicht gegeben.

So ist das Frankreich der frühen Fünften Republik, mit all seinem Stolz auf historische und kulturelle Grösse, die Mitte meines Lebens geworden zwischen der Herkunft aus Deutschland und der späteren Entscheidung, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden; eine immer herausfordernde, lebhaft und doch klassische Mitte – deren Energie ich nun schon seit Jahren vermisse. Dieses Vermissen, denke ich, ist ein Effekt des Kontrasts zwischen einem unauffälligen Heute und den charismatischen Momenten Frankreichs im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts. Vielleicht muss man es ja einfach als plausibel und sogar richtig akzeptieren, wenn im Alltag dort mittlerweile der ebenso traditionelle wie bewegende Anspruch fast vergessen ging, eine besondere, ja tatsächlich grosse Nation zu sein.



ches Leben der Intensität ist die Stadt geblieben, Königin aller Hauptstädte sozusagen, und natürlich gibt es ab und an auch noch einen Vortrag, ein Buch, eine Szene oder eine Bemerkung en passant, die mich beeindruckt. Doch insgesamt hat sich über die Stadt und ihr Land eine gelassene Zufriedenheit gelegt, fast will ich «Bescheidenheit» schreiben, was zu viel der Untertreibung wäre, denn Bescheidenheit stünde dem majestätischen Paris überhaupt nicht. Keinen Tag kann ich dort sein, ohne zurückkehren zu wollen in jene Zeit, die meine Generation überschätzt haben mag, aber nie mehr vergessen kann. «Dann sollten wir es einmal mit der französischen Provinz versuchen», sagte meine Frau (auch eine Romanistin, aber viel jünger), mit der Provinz, die wir nur von immer neuen Tagesausflügen aus der Hauptstadt kennen, genauer mit dem süd- und nordwestlichen Frankreich – und uns zwei Autowochen für eine Strecke nach Paris nehmen, die man ohne weiteres zielstrebig in einem einzigen Tag zurücklegen kann. Zwei Wochen, um vielleicht eine neue Version jener Stimmung von Sympathie zu finden, die mich damals an dem Abend in Eprenay so überrascht und begeistert hatte.

**I**n San Sebastián mieteten wir den Wagen, in der brillanten Stadt der spanischen Biskaya mit den geometrisch geformten Stränden, der Patina einer Sommerresidenz für Privilegierte aus dem langen 19. Jahrhundert und mit 150 000 Einwohnern, die reich genug sind, um zehn Restaurants mit Michelin-Sternen am Leben zu erhalten und einen hartnäckig erfolgreichen Klub in der finanziell waghalsigsten Fussballliga der Welt. Schengen-Europäer sind stolz darauf, dass ihr Kontinent keine sichtbaren Grenzen mehr hat und nationale Unterschiede deshalb ohne Vorzeichen auffallen müssen. So sehen wir nach den dramatischen baskischen

Damals aber gab es noch jeden Tag ein neues und in viele Richtungen drängendes Leben, das ich jetzt nicht mehr finde, wenn ich Paris besuche. Die grossartigste aller Bühnen für ein sol-

Bergen mit ihrem hektischen Verkehr allmählich Sanddünen vor uns, als ob wir einen Gang zurückgeschaltet hätten, Sanddünen entlang dem französischen Meer – und fahren vorbei an zahlreichen Lastern älterer Bauart. In Bordeaux, drei Stunden später, suchen wir das Haus, wo Friedrich Hölderlin in einer letzten Hauslehrerstelle für einige Monate beim deutschen Konsul lebte und «Andenken» schrieb, vielleicht das schönste Gedicht unserer Sprache, bevor er sich überstürzt und ohne sichtbaren Grund auf den Fussweg heim ins Schwäbische machte. Als eine feierlich schöne Stadt zeigt sich Bordeaux in seiner Architektur aus der Zeit um 1800, nur die wenigen Parkgaragen sind derart versteckt und auch eng, dass wir erst am Nachmittag zum Mittagessen kommen. Auf einem kleinen Platz im Platanenschatten, mit gemächlichen Kellnern, bei denen ich Steak tartare bestelle, weil ja nichts französischer sein könnte an so einem Wochentag, emblematischer und auch vollmundiger.

### Symbol des Abstiegs

Hundert Kilometer nördlich liegt Angoulême im Inland auf einem Bergplateau, Ort der Handlung in vielen Balzac-Romanen und vielleicht auch die Stadt, wo vor 700 Jahren die ersten Troubadoure sangen. Der junge Mann an der Réception des kleinen Hotels in einem mittelalterlichen Gebäude will mir nicht abnehmen, wie froh ich bin, hier einen Tag zu verbringen. Denn im Zentrum von Angoulême ist eines von zwei Geschäften verlassen, fast abrupt verlassen worden, so wie es aussieht; auch eine der vielen Poststellen des Landes ist stillgelegt worden, was, wie ich gelesen habe, in der französischen Provinz zum Symbol eines unaufhaltsamen Abstiegs geworden ist. Selbst die Filiale von Emmanuel Macrons Partei «La République en marche!» in einem ehemaligen Zeitschriften-



*Feierlich:* Place du Parlement in Bordeaux.



*Heimat des Calvados:* Hafen von Honfleur.



Grossartigste aller Bühnen: Paris.

laden sieht wie gestorbene Vergangenheit aus. Wir sind also froh, zum Abendessen wieder im Hof unseres Hotels zu sein und eine Karte mit anspruchsvollen Gerichten und Weinen der grossen Lagen zu lesen. Tatsächlich kehrt dann aber der junge Kellner nach der ersten und auch nach der zweiten Bestellung aus der Küche zurück: Heute, nur heute, sei gerade dieses Fleisch oder jener Fisch nicht frisch zu haben gewesen. Am Ende kommt der Chef: Ein grosses, ein «Cowboy-grosses» – sagt er wirklich – Steak könne er uns beiden anbieten, und nennt einen echten Grossstadtpreis. Warum nicht? Zwanzig Minuten später steht ein knorpeliges Stück Fleisch vor uns, und die Wahrheit lässt sich leicht hochrechnen. Der Chef muss in dieses schöne Hotelgebäude mit der Vorstellung investiert haben, sich hier einen Namen zu machen – und steht nun, fast ohne Gäste, vor der Insolvenz, trotz der angestregten Designermöblierung in den acht Zimmern.

### Monument vergangener Zukunft

Die Landschaft ist erhaben am nächsten Morgen. Durch Felder mit sattgelben Sonnenblumen fahren wir mehrere Stunden, auf Strassen unter alten Bäumen, manchmal über Hügel, die nie zu Bergen werden, und wir sehen alles, was wir uns gewünscht haben. Aber auch die seltenen Dörfer wirken verlassen, manchmal haben sie einen Silo oder einen landwirtschaftlichen Gebäudekomplex, der wohl aus Zeiten grosser Pläne stammt und zum Monument vergangener Zukunft geworden ist. Eine Auto-Hierarchie entdecken wir an diesem Nachmittag. In der unteren bis mittleren Preisklasse nur französische Marken: Renault, Citroën, Peugeot, während Luxuswagen regelmässig deutsch sind, so wie früher teure Weine in Deutschland immer nur aus Frankreich kamen. Es passt also schon, dass die wechselnden Radiostationen

kaum je Originalversionen der Songs von heute spielen, sondern französische Überarbeitungen, was billiger kommt, wie man uns sagt.

Zwei Mal jeden Tag bestellen wir von Speisekarten mit denselben Gerichten, und auf das Steak tartare ist immer Verlass wie auf die Weine, während regionale Spezialitäten verschwunden sind. Nach unserer ersten langsamen Woche taucht von weit am Horizont und an der Grenze zwischen Bretagne und Normandie die Mont-Saint-Michel auf, eine bei Ebbe ins Meer vorgeschobene und steil aufragende Halbinsel, die während der Flut ihre Verbindung zum Land verliert und im wörtlichen Sinn gekrönt ist von einer gotischen Klosterkirche. Deren Perfektion verrät, dass sie vor allem die Spur eines erfüllten Traums aus dem 19. Jahrhundert ist. Vor dem 14. Juli, dem Nationalfeiertag, sind wir am Mont-Saint-Michel angekommen und haben den Eindruck, dass sich hier alle enttäuschten Anhänger des Front national treffen, vom Pfadfinder- bis zum Pensionsalter, auf den engen Wegen zum Klostergipfel und zwischen Restaurants, die farbenfroh «formules» anbieten. «Formules», das sind Gerichte mit drei oder vier Gängen plus mindestens einer Wahlmöglichkeit (Omelette, Steak tartare oder Bœuf bourguignon, Brie: für 14 Euro), Gerichte, die den Anspruch Frankreichs, eine Nation von Feinschmeckern zu sein, mit Hilfe eines in den siebziger Jahren attraktiven Wortes («formule») in die unvermeidliche Sparsamkeit des Kleinbürgerlebens von heute retten.

Peinlich gerät am nächsten Morgen die Militärparade vor der Stadtmauer. Statt von einer lebendigen Kapelle kommt die Marschmusik aus einem Tonbandgerät, das zum Unmut der wenigen Zuschauer lange braucht, um ins Laufen zu kommen. Die Uniformen haben ihre nostalgische Eleganz bewahrt, doch was zu einem strengen Gleichschritt werden müsste, bleibt eine gutgemeinte Andeutung kollektiver Bewegungsordnung, die nach der immer revolutionäres Pathos beschwörenden Marseillaise in einen Spaziergang der vielen Soldaten übergeht, alle mit einer Zigarette in den behandschuhten Fingern – und auf dem Weg zum Kloster natürlich.

In Honfleur, einer anderen kleinen Stadt am Meer, tiefer in der Normandie, erleben wir die Wohlfahrtsstaats-Version des Nationalfeiertags. Um den Hafen mit der romantischen Kulisse von Segelschiffen vor zweistöckigen Häusern dreht sich, dicht und immer in dieselbe Richtung, so dass man sich nur anschliessen kann, ein massiver Zug von Wochenendtouristen: fast alles Familien mit wohlbeliebten Eltern in ihren Vierzigern und drei bis fünf Kindern zwischen Säuglingsalter und Pubertät (man soll von den staatlichen Zuschüssen für vier Kinder in Frank-

reich leben können, habe ich gelesen). Nur an ein Paar erinnere ich mich, das nicht dieser Formel entsprach, an eine schöne afrofranzösische Frau, vielleicht dreissig Jahre alt, mit einem weissen Mann aus der Generation ihres Vaters, der nicht überzeugend war in seiner unübersehbaren Bemühung, Eleganz, Autorität und Distinktion auszustrahlen. Die Hafenhäuser von Honfleur, wo die beiden sitzen, haben alle ein Restaurant, wieder mit denselben Gerichten. «Heimat des Calvados», nannte sich die Stadt einmal, aber dies muss in Vergessenheit geraten sein, denn selbst das auf Michelin-Niveau stilisierte «L'Endroit» (eine Pointe wohl, dem ersten Haus am Platz einen Durchschnittsnamen zu geben) hat ihn nicht auf der Karte, sondern nur die 200-Euro-Version einer «formule», die man schnell und ohne Bedauern vergisst.

### Wohlfahrts-Franzosen

Auf dem Weg nach Paris sehen wir noch die Abtei Jumièges, die monumentale Klosterruine aus dem romanischen 11. Jahrhundert, eine bei den elementaren technischen Möglichkeiten

jener Epoche kaum vorstellbare Leistung des Bauens. Wer dorthin kommen will, muss mit einer Fähre über die Seine setzen – und kaum jemand macht sich die Mühe. Für uns reicht es dann noch bis Chartres an diesem Abend, in die Stadt mit der vollkommensten gotischen Kathedrale, schon an der Peripherie von Paris. Hier sehen die Touristen fromm aus und weniger entschlossen als am Mont-Saint-Michel, doch vor allem ist das Chartres von heute ein Ort der gnadenlosen Konfrontation zwischen den auf ihre «formules» konzentrierten Wohlfahrts-Franzosen und den Nachkommen ihrer einst kolonia-



Steak tartare.

Nichts könnte französischer sein – und auch vollmundiger.

len Untertanen. Beim Frühstück im «Bœuf Couronné» bringt ein junger schwarzer Mann, verspätet wohl, Jogurts zum Buffet, und eine kaum erträgliche Spannung dehnt sich aus, denkbar weit entfernt von so sanften Wörtern und Stimmungen wie dem deutschen «Migrationshintergrund»-Milieu. Diese provinzielle Welt der Konfrontation an der Peripherie von Paris ist in den letzten Jahren zum Ursprung der brillanten Fussball-Jungstars in Europa geworden, Ursprung von denen auch, welche die Kraft haben, sich durchzusetzen.

Und am Ende Paris, das kann auch heute nicht ausbleiben, das Paris von 1967, mit helleren Fassaden und ohne intellektuelle Stars. In den Schaufenstern der allerteuersten Geschäfte vollzieht sich die kulturelle «formule» des heutigen Frankreich: glorreiche Momente der Vergangenheit und ihre Produkte, ob in den zwanziger Jahren erfundene Chanel-Taschen oder mittelalterliche Architek-

tur, ob Flauberts Romane oder die Philosophie der Dekonstruktion, all diese bewundernswerten Phänomene sind gekonnt bis erhaben zu rahmen, zu präsentieren und zu zelebrieren, während die Gegenwart bloss hinreichend produktiv sein muss, um die angestammten individuellen Ansprüche auf einem Niveau permanenter Stagnation weiterzufinanzieren. Anders bewegt sich Frankreich heute nicht mehr als im Ausverkauf seiner Traditionen, der Sinn für Zukunft ist weggeschmolzen – in der Hauptstadt nicht weniger als in der Provinz.

Am Tag vor unserem Rückflug trat der oberste Befehlshaber des nationalen Militärs in einer gelungenen Inszenierung und unter den breitesten nationalen Solidaritätskundgebungen zurück, um gegen die Forderung von Präsident Macron zu protestieren, Personalkosten zu sparen, um so langfristig die Entwicklung einer umfassenden technologischen Erneuerung zu ermöglichen. Emmanuel Macron ist das verkörperte Potenzial solcher Energie, er scheint zu denken und zu planen, als sei er allein nicht unter der Last aller klassischen Vergangenheiten gross geworden – sondern nur beflügelt von ihrer Inspiration. Mit dem massiven Widerstand, der auf die Euphorie seines Flugs zur Macht folgte, muss er gerechnet haben – was nicht bedeutet, dass er ihn politisch überleben wird.

Im Centre Pompidou waren wir noch, dem zu seinem Beginn in den siebziger Jahren so futuristischen Kulturkomplex, wo die Intellektuellen der Stadt bis um 2000 ihre singuläre Öffentlichkeit hatten – von Jean-François Lyotards legendärer Ausstellung über das «Immaterielle» bis zu der einen Debatte zwischen den Philosophen Jacques Derrida und Hans-Georg Gadamer. Jetzt sahen wir dort eine Ausstellung gegenwärtiger französischer Kunst, die erschütternd wirkte in ihrer allzu spürbaren Bemühung, über geistreiche Installationen, Konzepte aus dem hundert Jahre alten Surrealismus und manchmal auch mit visuellen Witzen noch einmal Zuschauer zu faszinieren.

Der letzte Morgen musste in Roissy beginnen, am Charles-de-Gaulle-Flughafen, einem anderen Monument heroisch-vergangener Zukunft. Roissy war die Projektheimat des – dort auch bei einem Landeunfall definitiv gescheiterten – Überschallflugzeugs Concorde, und heute überquert man hier, immer noch durch den offenen Raum zu seinem Gate gleitend, auf glasumhüllten Rolltreppen. Eine Idee für die Zukunft von 1970, die nirgends Resonanz fand, aber – wie das Centre Pompidou – eindrucksvoll geblieben ist. Die Zeit bis zum verspäteten Abflug investieren wir, unzählige Fragebogen ausfüllend und in langsam vorrückenden Warteschlangen, um uns die europäische Mehrwertsteuer zurückzahlen zu lassen. Hundertzehn Euro sind es am Ende, ein Drittel des erwarteten Betrags.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Literaturwissenschaftler und Professor in Literature an der Stanford University.

## Szene

# Zurück an der BuchBasel

Mit einer Rufmordkampagne versuchte die Kulturszene in den 1990er Jahren das von mir gegründete Basler Literaturfestival zu verhindern. Es existiert immer noch. Von *Matthyas Jenny*

Bei Wind und Regen spaziere ich über den Claraplatz, wo Obdachlose und Bettlerinnen und Bettler in der Kälte ausharren, vorbei an den gekennzeichneten Bereichen der Strassenprostitution und an der bunten und lärmigen Basler Herbstmesse, zum Volkshaus Basel, wo die Eröffnung des Internationalen Literaturfestivals BuchBasel stattfindet.

Besucherinnen und Besucher irren orientierungslos durch die Gänge des Volkshauses mit seinen vier Sälen – wo findet denn diese oder jene Veranstaltung statt? Das steht auf dem Programmplakat vorne beim Toreingang – im Innern ist allerdings gar nichts beschriftet.

Als ich 1997 das erste Internationale Literaturfestival im Schützenmattpark durchführte und in meiner Ansprache für ein Literaturhaus Basel warb, war es noch einfach – es gab zwar damals schon heftigen Widerstand, aber das kümmerte mich nicht; ich musste organisieren, zupacken, viel arbeiten. Erst 1998, nach dem zweiten Literaturfestival, als ich einer geplanten und inszenierten Rufmordkampagne von semiintellektuellen Autoren ausgesetzt war, musste ich mich zur Wehr setzen und vor Gericht klagen. So verlogene und hinterhältige Menschen, die andere gegeneinander ausspielen, hält man in der Kulturszene eigentlich nicht für möglich. Aber das ist ein Irrtum: Die Kulturlosigkeit im Umgang mit Abweichlern und Andersdenkenden in der Kulturszene ist frappant.

### Minen und Felsbrocken

Nachdem ich 1998 das Projekt Basler Literaturhaus an die Christoph-Merian-Stiftung abgegeben hatte, führte ich 1999 und 2000 kein Literaturfestival durch. Im Jahr 2000 luden mich einige Autorinnen und Autoren in den Ackermannhof ein, wo sie mich baten, wieder ein Literaturfestival durchzuführen. Warum haben die intriganten Grossmäuler während zwei Jahren kein eigenes Literaturfestival hingekriegt? Konnten sie es nicht? Mit Reden alleine ändert man gar nichts – zupacken, zugreifen, aufbauen muss man!

Ich folgte also der Aufforderung und führte 2001 auf dem damaligen NT-Areal im Restaurant «Erlkönig» das dritte Internationale Literaturfestival durch – und gründete auch gleich noch das Internationale Lyrikfestival, das erstmals 2002 in der damaligen Kuppel durchgeführt wurde. Es lief alles gut, die Defizite deckte ich selber – alles war auf einem guten Weg, obwohl mir die Defätisten, Verhinderer, Lügner und Intriganten ständig ganze Felsbro-



«Konkurrenz!»: Verleger Jenny.

cken und Minen in den Weg legten! Trotzdem kam es 2003 zur Einigung zwischen mir und der Messe Schweiz darüber, dass ab Mai 2003 eine Buchmesse stattfinden werde. Doch das Bundesamt für Kultur schrieb der Messe Schweiz, dass die jennysche Buchmesse wegen der Konkurrenz in Genf nicht durchgeführt werden solle. Und dann gab es ja auch noch Solothurn, dessen Literaturtage eventuell auch unter der BuchBasel zu leiden haben könnten – «Konkurrenz!» 2004 sprach ich in einem Interview mit der *Sonntagszeitung* über einen Literaturpreis. Alles lief gut. Trotz grosser Bemühungen, meine Tätigkeit zu sabotieren, untermalt mit boshafstem Kulturmobbing, brachte man mich nicht von meinem Unternehmen ab, Basel in eine Literaturstadt zu verwandeln. Bis die persönliche Katastrophe eintraf und meine Frau todkrank wurde und ich sie täglich pflegen musste. Ich gab alle meine Funktionen sofort auf und kümmerte mich nur noch um meine Frau, für mich eine Menschenpflicht.

Sie starb am Sonntag, den 13. Mai 2007. Am gleichen Tag schloss die richtige Buchmesse BuchBasel für immer ihre Tore. Was 2008 ohne mich folgte, war zum Teil die Karikatur einer Buchmesse – nun ja, *Tempi passati*.

Letzten Sonntag lag das Programmplakat der BuchBasel beim Volkshaus am Boden – ein Vorzeichen? Ich hoffe, die Verantwortlichen ergehen sich nicht nur in schönen Worten über sich selber und ihre Leistungen und versinken nicht im Selbstlob, sondern packen endlich zu, um das Internationale Literaturfestival BuchBasel nicht seinerseits auf dem Boden verkommen zu lassen!

Matthyas Jenny ist Autor, Verleger und Gründer zahlreicher Literaturanlässe. Er gehört zu den wichtigsten Förderern der Schweizer Literatur.

## «Berlusconis Comeback ist ein Treppenwitz der Geschichte»

Giovanni di Lorenzo, italienischstämmiger Chefredaktor der deutschen *Zeit*, hat mit Bestsellerautor Roberto Saviano ein Buch über Italien geschrieben, das der Seele des arg romantisierten Landes und seiner Bewohner auf den Grund geht. *Von Katharina Fontana und Christian Bruch (Bild)*

**Herr di Lorenzo, Sie leben seit 48 Jahren in Deutschland. Einige Jahre Ihrer Kindheit haben Sie in Italien verbracht und beschreiben dies als leuchtend-warme Zeit. Wie ist es heute, in Italien aufzuwachsen?**

Für einen normalen Jugendlichen sind die Perspektiven trostlos. Auf eigenen Beinen zu stehen, eine Familie zu finanzieren, einen anständigen Beruf zu finden, das ist extrem schwierig. Die Folge ist eine verbreitete Mutlosigkeit.

**Man hört, dass alles immer schlimmer wird, die Wirtschaftszahlen sind besorgniserregend. Doch wenn man sich in Italien aufhält, merkt man nichts davon: Die Restaurants sind voll, die Leute gut angezogen, jeder hat das neueste Handy ...**

Ja, das stimmt. Dass man die wirtschaftlichen Probleme als Aussenstehender nicht sieht, liegt daran, dass die Italiener nicht mehr sparen. Früher lagen sie in Europa an der Spitze der Sparquote. Heute sagen sich viele: Die Situation ist so unsicher, da leben wir lieber jetzt und geben das Geld aus. Es gibt noch einen anderen Widerspruch, der mir auffällt, wenn ich im Sommer in unserem Ferienhaus am Meer bin ...

**Wo liegt das?**

In der Toskana, der Maremma. In den Restaurants, Bars, Hotels arbeiten überwiegend Einwanderer aus Rumänien, Polen oder Tschechien. Das gilt auch für Haushaltshilfen oder Altenpflegerinnen. Es gibt also trotz der hohen Arbeitslosigkeit in Italien Jobs, die junge Italiener aber selber nicht mehr machen möchten.

**Und die dann ihr Glück im Ausland suchen.**

Die einzige Revolution Italiens war und ist die Auswanderung. Es gibt ein Sprichwort: «O brigante o migrante» – entweder Räuber oder Migrant. Das trifft es gut, auch heute noch.

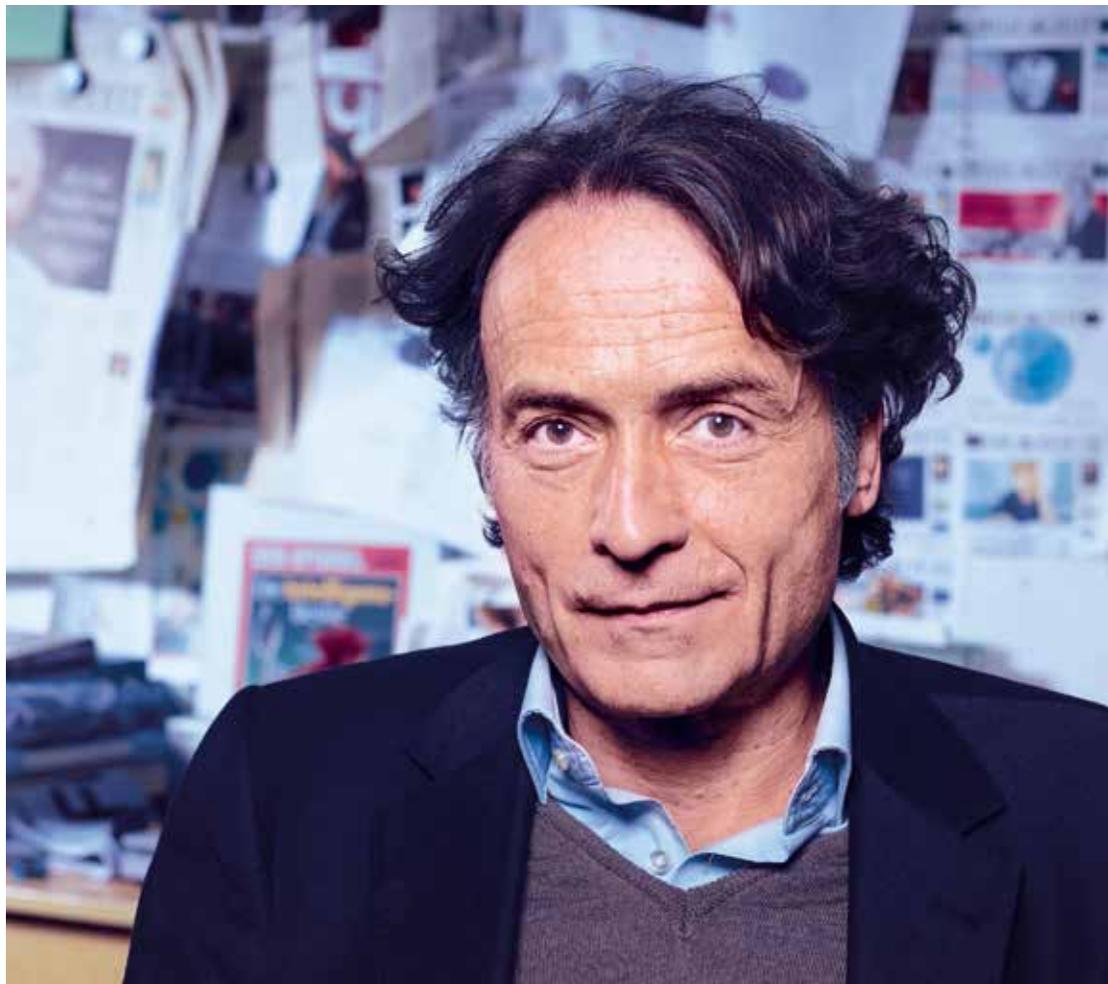
**Wenn etwas schwierig zu verstehen ist an Italien, dann seine Politik. Wie kann man erklären, dass Silvio Berlusconi wieder mitmischte – jüngst bestätigt durch die Wahlen in Sizilien? Warum haben ihm die Bunga-Bunga-Partys, die Sexaffäre mit der minderjährigen Prostituierten Ruby, vor allem aber auch die Verurteilung enger Vertrauter wegen mafioöser Delikte nicht geschadet?**

Auch ich dachte, Berlusconis Ära sei vorbei. Als er von der politischen Bildfläche verschwand, gab es ein weltweites Aufatmen. Heute, mit über achtzig Jahren, ist er wie-

der da. Sein Comeback ist ein Treppenwitz der Geschichte. Als Berlusconi an der Macht war, wurde ich in Deutschland oft gefragt, was denn in Italien eigentlich los sei. Ich hatte Schwierigkeiten, das zu erklären. Obwohl Berlusconi rund die Hälfte der Stimmen auf sich vereinen konnte, hat man in Italien selten jemanden getroffen, der ihn gewählt haben wollte. Italien ist führend für Entwicklungen, die später dann auch in anderen

**Ist Berlusconi mit seiner Schlitzohrigkeit aber nicht in vielem ein typisch italienisches Phänomen? Zahlreiche Italiener bewundern ihn.**

Er verkörpert einige Dinge, die der Durchschnittsitaliener sehr mag: Er hat Erfolg, ist reich, begeistert sich für den Sport, vor allem für den Fussball. Und die Frauen sind für ihn eine absolute Obsession. In einem Punkt allerdings unterscheidet er sich deutlich: Er ist kein grosser Esser und verabscheut Knoblauch.



«Bild von der Frau als Besitz»: Publizist di Lorenzo.

wichtigen Demokratien eine Rolle spielen. Der Faschismus beherrschte Italien schon elf Jahre vor der Machtergreifung der Nazis in Deutschland. Italien hat den Zerfall des alten Parteiensystems bereits in den neunziger Jahren erlebt und war damit anderen europäischen Ländern voraus. Und mit Berlusconi manifestierte sich ein Populismus, bei dem jemand nicht trotz, sondern gerade wegen seiner vielen Skandale Erfolg hat – so wie man es jetzt bei US-Präsident Trump sieht.

**In der Schweiz und sicher auch in Deutschland wird Berlusconi als Politclown wahrgenommen.**

Das ist ein ganz grosser Fehler, er ist alles andere als ein Clown. Er verfügt über unvorstellbar viel Macht und kann alle Dinge so hindrehen, dass sie als Realität erscheinen – auch da eine Parallele zu Trump.

**Die von Matteo Renzi angeführte Linke schwächelt, und das rechte Lager bildet im Moment den Gegenpol zu Beppe Grillos**

## Fünf-Sterne-Bewegung. Wie geht es politisch weiter?

In Italien stehen im nächsten Jahr Wahlen an. Vielleicht wird die Fünf-Sterne-Bewegung erstmals stärkste Kraft, vielleicht aber werden es auch, trotz der Schlappe auf Sizilien, die Sozialdemokraten von Renzi. Der dann, allen Ernstes, mit Berlusconi zusammengehen könnte – mangels Alternativen. Sie haben «Erklär mir Italien! Wie kann man ein Land lieben, das einen zur Verzweiflung treibt?» zusammen mit Roberto Saviano geschrieben, der mit seinem Buch «Gomorrha» über die neapolitanische Camorra einen Weltbestseller gelandet hat. Seither lebt er unter Polizeischutz, meist in den USA. Wie geht es ihm?

Er hat kein einfaches Leben, er zahlt einen hohen Preis. Saviano hat «Gomorrha» mit Mitte



zwanzig geschrieben, heute ist er 38 Jahre alt. Das erste Treffen, bei dem wir über das Buch geredet haben, fand in einem Strandlokal in der Maremma statt. Da standen Polizisten mit gezückter Waffe um uns herum.

**Saviano wird wohl nie mehr ein normales Leben in Italien führen können, ohne Leibgarde.**

Kaum. Die Mafia wird ihm das nicht durchgehen lassen, sie vergisst nicht. In unserem Buch erzählt er von einem Fahrlehrer, der

sich gegen die Mafia zur Wehr gesetzt hatte, zehn Jahre lang unter Polizeischutz stand und dann, kurz nachdem man die Eskorte endlich abgezogen hatte, umgebracht wurde. Für die Mafia ist die Symbolik entscheidend: Der Richter Falcone wurde auf Sizilien ermordet, nicht etwa in Rom, wo es viel leichter gewesen wäre.

**In Italien gilt Saviano aber nicht nur als Held, sondern auch als Nestbeschmutzer.**

Ja, man wirft ihm vor, er schlage aus dem Elend Italiens Kapital und mache das Land schlecht, was völlig absurd ist. Auch erzeugt er bei jenen, die sich nicht gegen die Camorra auflehnen, ein schlechtes Gewissen.

**Anders als Saviano, der ein düsteres Bild von Italien zeichnet, überwiegt bei Ihnen das Positive. Sie erwähnen die Filme Luchino Viscontis und Federico Fellinis, die Musik von Lucio Battisti, die «Promessi sposi» von Alessandro Manzoni. Doch jenseits dieser Nostalgie: Worin liegt die Faszination des heutigen Italien?**

Die italienische Kulturlandschaft ist einzigartig auf der Welt, und damit einher geht ein ausgeprägter Sinn der Italiener für Harmonie, für Schönheit, für Ästhetik. Bestechend ist ihre Begabung, zu kommunizieren. Sie haben sich das Genie des Renaissance-Menschen bewahrt, der so viele verschiedene Dinge tun kann, diese unglaubliche Fertigkeit, sich immer wieder neu zu erfinden. Das ist ausserordentlich gewinnend, auch heute noch. Gleichzeitig sind die Italiener – anders, als viele Deutsche denken – keine Romantiker, sondern knallharte Pragmatiker.

**Italien ist das Land zahlreicher Widersprüche, die stärker ausgeprägt sind als anderswo. Saviano etwa hält seine Landsleute zwar für herzlich, gleichzeitig aber für verlogen und missgünstig.**

Für mich strahlen die Italiener noch immer eine echte Herzlichkeit, eine Unmittelbarkeit der Begegnung aus. Aber natürlich: In einem Land, in dem man vieles nur über Kontakte erreicht, mag eine Freundschaft auch oft Mittel zum Zweck sein.

**Ein anderer Widerspruch ist die Frömmigkeit der Mafiosi ...**

... dass man sich bekreuzigt und die Madonna anbetet, nachdem man jemanden umgebracht hat. Damit sie dann ein gutes Wort für den Killer einlegt. Das ist aber keine Frömmigkeit, sondern ein perverser Aberglaube.

**Besonders erklärungsbedürftig: Warum hat die grosse Kulturnation Italien, warum hat dieser genialische Menschenschlag ein derart schlechtes Fernsehen?**

Das hat sehr viel mit Berlusconi zu tun. Er hatte seine Privatsender, mit denen er die Öffentlichkeit manipulieren konnte, und als er Ministerpräsident wurde, geriet auch das Staatsfernsehen in seine Hände. Er warf missliebige Moderatoren raus, besetzte Schlüsselpositionen mit den schlimmsten

Figuren. Eines seiner Opfer war auch Beppe Grillo, der sich später mit einer eigenen Partei gerächt hat.

**Berlusconi ist aber schon ein paar Jahre weg.**

Die Medien sind seither freier, die Qualität namentlich der Nachrichten hat sich gebessert. **Nicht aber das sexistische Frauenbild in den Medien. Warum nehmen die Italienerinnen das hin?**

Das ist auch für mich ein Rätsel. Italienische Frauen sind oft starke Persönlichkeiten, die feministische Bewegung in Italien war deutlich stärker als jene in Deutschland. Jüngst gab es einen überfälligen Aufschrei, als in einer besonders üblen Fernsehsendung ernsthaft darüber diskutiert wurde, ob Osteuropäerinnen die besseren Ehefrauen seien.

**In Italien ist es nicht der Staat, nicht die Gesellschaft, vielleicht ein Stück weit die katholische Kirche, aber in erster Linie die Familie, die alles am Laufen hält. Die engen Familienbande mögen in Werbungen schön und idyllisch wirken, doch ist das im echten Leben nicht erdrückend?**

Doch, durchaus. Dass die Kinder derart auf die Familie angewiesen sind, ist das Ergebnis sozialer Not. Für das Selbstwertgefühl ist es alles andere als förderlich, bis weit ins Erwachsenenalter den Eltern auf der Tasche liegen und noch bei ihnen wohnen zu müssen. Es ist eine künstlich verlängerte infantile Lebenssituation. Saviano behauptet, das führe bei dem einen oder anderen dann tatsächlich zu einer andauernden psychischen Unreife.

**Wichtigste Figur im Leben vieler italienischer Männer ist nach wie vor die Mutter. Wie wirkt sich diese Übermacht der Mutter aus?**

Man kann das sicher nicht generalisieren, es gibt viele Männer, die trotz enger Bindung zur Mutter ihr Leben gut und selbständig meistern. Gleichzeitig können aber doch etliche Männer nicht damit umgehen, wenn sich Frauen emanzipieren und ihren eigenen Weg gehen wollen; die hohe Zahl an Frauenmorden in Italien ist ein Skandal. Da lebt ein Bild von der Frau als Besitz weiter, ein Relikt einer Kultur oder vielmehr einer Unkultur, die möglicherweise auch durch solche familiären Strukturen begünstigt wird.

**Kann man, was die Geschlechterfrage betrifft, Süditalien und Norditalien miteinander vergleichen?**

Es gibt sicher erhebliche kulturelle Differenzen. Im Übrigen auch, was das Bild des Mannes angeht. Da wähnt man sich zwischen durch in einem schlechten Film: So muss ein «richtiger» Mann, das beschreibt mir Saviano, im südlichen Italien sich die Ohren mit dem Hausschlüssel reinigen; Wattestäbchen sind was für Schwule. Von dieser Mentalität bin nicht nur ich Welten entfernt.

Roberto Saviano, Giovanni di Lorenzo: Erklär mir Italien! Kiepenheuer & Witsch. 272 S., Fr. 29.90

## Beinhardt in Hollywood

Der Berner Daniel Bernhardt lebt seit zwanzig Jahren in Los Angeles. Mit eisernem Training und dank blendendem Aussehen hat er sich die Actionfilm-Karriere aufgebaut, von der er träumte.

Von Beatrice Schlag und Serge Hoeltschi (Bilder)



«Ich erlebe die meisten als sehr normale Leute»: Daniel Bernhardt mit Tochter Bella (l.) und Gattin Lisa am Strand von Los Angeles.

Manchmal erlebt Daniel Bernhardt in Hollywood Formen der Bewunderung, die ihn auch nach über zwanzig Jahren im Filmbusiness noch platt machen. Kürzlich hatte der auf Actionfilme spezialisierte Schauspieler und Stuntman ein Treffen mit einem Banker, der ihn über seine Filme ausfragte. «O mein Gott, Sie waren in <John Wick>!», rief der Banker ungläubig. «Und Sie besitzen eine Bank», antwortete Bernhardt. «Aber Sie waren in <John Wick>!», rief der Banker nochmals ehrfürchtig, als sei der Besitz einer Bank eine Lappalie gegen das Privileg, Keanu Reeves vor der Kamera an die Gurgel zu gehen.

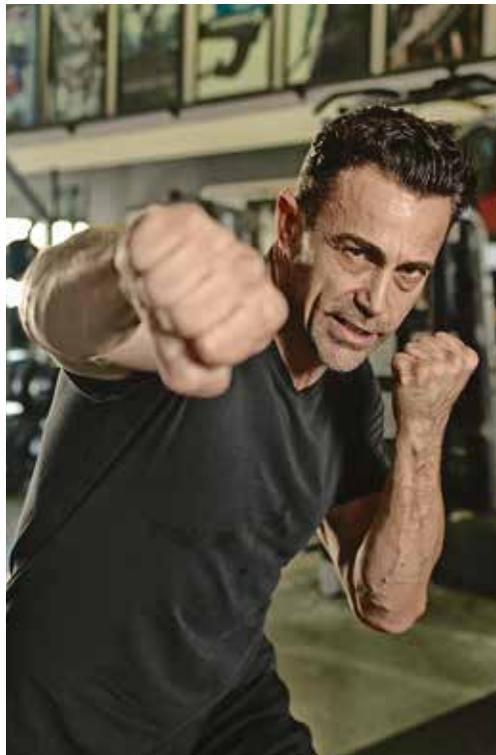
Bernhardts Staunen ist keine aufgesetzte Bescheidenheit. Der 52-Jährige redet mit Begeisterung und gesundem Selbstbewusstsein über seinen Beruf. Die Tatsache, dass er eine wandelnde Männerfantasie ist, scheint ihm verblüffenderweise dennoch ein fremder Gedanke. Dabei ist fast jeder ehrliche Mann ein Fan von Actionfilmen. Wer möchte nicht kickend, boxend oder mit ein paar Jiu-Jitsu-Griffen einen Gegner flachlegen können und dabei unangestrengt elegant aussehen? Egal, dass das im konventionellen Berufsleben selten gefragt ist. Fantasiewelten gedeihen nicht nach Nutzwert. Warum sonst wäre fast jeder gerne Rockstar? Oder Vin Diesel? Und möchte aussehen wie Daniel Bernhardt: 1,90 Meter durchtrainierte Muskeln und trotzdem schmal, mit einem fast gemeisselt schönen Gesicht und einem hinreissenden Lachen?

### Durchbruch in Paris

Bei unserem ersten Treffen vor fast zwei Jahren in einem sehr gesunden Lokal in Beverly Hills, das er vorgeschlagen hatte, gab es keinen einzigen Gast, der sich nicht möglichst unauffällig nach ihm umdrehte. Bernhardt war damals strohblond, weil er gerade für «Atomic Blonde» umgefärbt worden war als einer der Widersacher von Hauptdarstellerin Charlize Theron. Natürlich ist der Mann auch ein Frauentraum. Aber das hat mehr mit seinem Aussehen zu tun als mit seinen Fähigkeiten als Filmkampfsporler. Die meisten Frauen sind für Actionfilme nur milde zu erwärmen. Es ist eine Männerwelt.

Als Daniel Bernhardt 1993 in Hollywood landete, machte sich der gelernte Sanitärzeichner aus Worblaufen BE keine Illusionen, ein Star zu werden. Er wusste, was er gerne machen würde, und hatte genug Geld, eine Weile zuzuwarten, ob er dafür eine Chance bekommen würde. «Ich mache Kampfsport, seit ich 15 bin. In meiner Familie waren alle sportlich. Mein Vater war Kürschner und Hobbyboxer, meine Mutter Kosmetikerin, die in der Freizeit Jazztanz betrieb. Eigentlich wollte ich Profifussballer werden, aber meine beiden jüngeren Brüder waren viel besser als ich. Als mir zum ersten Mal jemand Kampfsport zeigte, irgendeine zusammengewürfelte Mischung aus Kung Fu und Kickboxen, merkte ich sofort, dass die Bewegungen zu

meinem Körper passten, zu dem, der ich bin. Ich trainierte neben der Lehre jede freie Minute. Wir machten sogar eine Kampfsportschule auf, was viel zu bombastisch klingt. Mein jüngerer Bruder Dirk und ich mieteten einen Raum und gaben Unterricht mit Hilfe eines Bekannten, der mehr Kampfsporterfahrung hatte als wir. Nach einem Jahr mussten wir aufgeben, weil



«Eher ein Gentleman»: Daniel Bernhardt.

wir das mit dem Geld nicht im Griff hatten.» Mit dem Lehrabschluss endete Bernhardts Dasein als Sanitärzeichner. «Ich wusste, dass ich mein Leben nicht in einem Büro verbringen wollte, sondern die Welt sehen, neue Sachen lernen. Aber mir war ganz wichtig, dass ich eine Basis hatte, abgeschlossene Schule, fertige Lehre, auf die ich allenfalls zurückgreifen konnte.» Er war ein begeisterter Tänzer und machte dank seines Kampftrainings in den Discos eine gute Figur: hier ein Kick in die Luft, da ein Spagat. Die Frage, ob ihn die Frauen nicht anhimmeln, macht ihn verlegen: «Ich weiss nicht. Ich war nie ein Draufgänger, eher ein Gentleman.»

Als er aus Deutschland erste Anfragen für Jobs als Dressman – so hiess es damals – bekam, sagte er sofort zu. Model-Scout Olivier Bertrand, inzwischen langjähriger Inhaber einer Pariser Agentur für männliche Fotomodelle, brachte ihn nach Paris. «Paris war für mein Aussehen und meinen Körperbau der perfekte Markt», sagt Bernhardt. «Ich machte eher klassische Sachen wie Anzüge und wurde in Shows von Montana über Thierry Mugler bis Balmain gebucht. Von dem Moment an lief es. Ich war in allen wichtigen Modemagazinen, *Vogue*, *Harper's Bazaar*, *Elle*.» *Madame Figaro* buchte ihn für ein Shooting mit Catherine Deneuve. Stolz, sagt er, habe ihn vor allem ge-

macht, dass seine Grossmutter jedes Foto ausschnitt und in einen Ordner heftete, «auch die fürchterlichsten Katalogbilder».

Es war die grosse Zeit der Supermodels, Naomi Campbell, Claudia Schiffer, Linda Evangelista, in der auch der Markt für männliche Models boomte, obwohl sie nicht annähernd so viel verdienten wie die Frauen. Daniel Bernhardt jettete von Shooting zu Shooting, Paris, Tokio, New York, Mailand. «Ich bereue keine Minute, es war eine tolle Zeit. Ich verdiente mehr als die meisten meines Alters, wir wurden ein bisschen wie Rockstars behandelt. Es gab damals einen Kern von etwa 25 männlichen Models, die den Grossteil der Aufträge bekamen. Zu denen gehörte ich. Nicht zu den vier oder fünf Superstars, aber zu den restlichen zwanzig.»

### Mit Vorbild Van Damme vor der Kamera

Veränderten ihn der schnelle Erfolg und das Jet-set-Leben? Die Frage scheint Bernhardt nicht brennend zu interessieren. «Es war ein harter, aber sehr guter Job, der mich sicher selbstbewusster machte. Aber es war ein Job, und ich bin ein Profi. Es war gut, Freunde und Familie einladen zu können. Und ich gab viel Geld für Wochenendflüge in die Schweiz aus, weil ich damals eine Freundin in Zürich hatte.» Kleider interessierten ihn wenig. Er trug fast nur Jeans, T-Shirt «und eine gute Jacke». Ein Auto hatte er keins, nicht einmal einen Fahrausweis.

Irgendwann rieten ihm seine Agenten, aus Paris wegzuziehen, weil er da zu präsent sei. «Mein Gesicht war in Werbespots, Zeitschriften, auf Plakaten in den Metrostationen. Ich war 27 und noch richtig gut im Geschäft, aber ich wusste, das würde nicht mehr lange so sein.» Er zog nach New York. Nachdem Bernhardt dort in einem Werbespot von Bruce Weber für Versace Jeans auftrat, in dem er mit seinem Filmidol Jean-Claude Van Damme einen Kampf improvisieren musste, wusste der Berner, was er in Zukunft zumindest versuchen wollte: als Kampfsportler vor der Kamera sein Geld verdienen. Nichts hatte ihm bis dahin so viel Spass gemacht wie dieser Spot. Er hatte einfach losgekickt und alle Kampfbewegungen gemacht, die ihm einfielen. Selbst Van Damme war angetan. Die andern, die bei den Aufnahmen dabei waren, sagten, da liege doch möglicherweise eine Karriere drin. «Es war einer dieser Momente im Leben», sagt Bernhardt, «wo du einfach mit grosser Sicherheit weisst, das ist, was du eigentlich tun möchtest.»

Er fuhr nach Miami und drehte mit Kollegen in einer alten Boxerhalle, in der früher einmal Muhammad Ali trainiert hatte, ein Kickbox-Video. «Keiner von uns hatte eine Ahnung, wie man das macht. Ich sprang herum, wir inszenierten einen Kampf. Am Strand machte ich ein bisschen Tai Chi, Nunchakus, den Spagat.» Das Drei-Minuten-Video, das er aus dem Material zusammenschchnitt, landete dank eines Freundes bei Produzent Mark DiSalle, der Jean-Claude

Van Damme mit «Bloodsport» zum Star gemacht hatte. Daniel Bernhardt war bereits wieder für einen Model-Auftrag in Paris, als der Anruf aus Hollywood kam: DiSalle wollte ihn für «Bloodsport 2», er solle ihn in Los Angeles besuchen. Bernhardt ist ein sehr geerdeter Mensch. Das Treffen mit DiSalle erinnerte ihn an einen kitschigen Mafiafilm. Der Mann mit dem offenen Hemd und der dicken Halskette, der ihn am Pool seiner Villa empfing, sagte alles, was ein Hollywood-Novize zu hören hofft: «You're my guy. I want you in «Bloodsport 2». You're gonna be the next great star.»

#### Chuck Norris: «Der Mann ist safe»

Trotz seiner Skepsis zog Bernhardt in ein Strandhotel in Venice, Los Angeles. Drei Monate wollte er dem Produzenten geben. Es wurden zwei Jahre, in denen er viel trainierte und Schauspiel- und Sprachunterricht nahm. Als «Bloodsport 2» dann tatsächlich mit ihm in der Hauptrolle gedreht wurde, hiess der Produzent nicht mehr DiSalle. Aber der Film kam 1996 in den USA in die Kinos, was für einen Low-Budget-Actionfilm aussergewöhnlich war, und wurde als VHS ein weltweiter Erfolg. Für die Werbung wurde Bernhardt um die halbe Welt geschickt. Er hatte, wie er sagt, «meinen ersten kleinen Hauch von Ruhm». In den Jahren danach spielte er ausser in mehreren Actionfilmen mit kleinen Etats, «die heute keinen mehr interessieren», in «Bloodsport 3» und «Bloodsport 4» mit und fühlte sich in Los Angeles «wie ein Kind im

Sandkasten»: «Ich war immer ein Fitness- und Kampfsport-Narr gewesen. Los Angeles ist ein Mekka für beides. Hier arbeiten die besten Leute. Ich machte morgens Fitness gleich um die Ecke meines Hotels im Gold's Gym, wo Schwarzenegger lange trainierte. Am Nachmittag ging ich zu Grandmaster Hee Il Cho, der mich für «Bloodsport 2» trainiert hatte. Privat mit jemandem trainieren zu können, der inzwischen den 9. oder 10. schwarzen Taekwondo-Gürtel trägt, ist eine unglaubliche Ehre. Hey, ich bin ein Bub aus Worblaufen, seit ewig ein riesiger Fan von Bruce Lee, und jetzt mache ich in Los Angeles Kampfsport vor der Kamera.»

Ende der neunziger Jahre brach der Markt für die mit wenig Geld finanzierten Actionfilme ebenso schnell wie unvorhergesehen ein. Kabelfernsehen war der grosse Abräumer. Daniel Bernhardt hatte Glück. Er wurde 1998 als einer der beiden Hauptdarsteller für 22 Episoden der TV-Serie «Mortal Kombat: Conquest» engagiert, die auf den Video-Kampfspielen «Mortal Kombat» basierte und international erfolgreich war. Kurz nach Ende der Serie bewarb er sich für die Rolle von Agent Johnson in «Matrix Reloaded», dem Sequel des Welterfolgs mit Keanu Reeves. «Für die Rolle hat absolut jeder in Los Angeles vorgeschrieben, der über 1,80 Meter gross war und etwas Kampfsport-, Schauspiel- oder Stunt-Erfahrung hatte. Wir waren Hunderte. Ich musste dreimal vorsprechen, erst zweimal als Schauspieler, dann dem Choreografen der Kampfszenen, die ich mit Keanu

Reeves haben würde. Ich habe Gas gegeben wie ein Wilder.» Nach drei Wochen kam der Anruf: «You got it, agent Johnson.»

Die sechsmonatigen Dreharbeiten erstreckten sich über eineinhalb Jahre. Nach der bejubelten Premiere von «The Matrix Reloaded» am 7. Mai 2003 prophezeiten Bernhardt viele, er werde der nächste Actionstar. «Es geschah nicht», sagt er scheinbar ohne Bedauern, «und



«Immer wieder Arbeit»: Daniel Bernhardt (r.) im

## Einblicke

### Die Heldenschmiede

Im exklusiven Kampfsport-Klub «87eleven» lernen die Actionstars Hollywoods ihr Handwerk. Die Zahl der festen Mitglieder ist auf sechzehn beschränkt.

Der berühmteste *fight club* Hollywoods liegt in einem anonymen Lagerkomplex in der Nähe des Flughafens. Angeschrieben ist lediglich die Hausnummer: 8711. Die Gegend hat einen schlechten Ruf. Dennoch würden viele Kampfsport-Fans ein Vermögen dafür zahlen, hier trainieren oder zumindest anderen beim Training zusehen zu dürfen. Aber der Klub, der sich «87eleven – Action Design» nennt, nimmt mit Ausnahme von Superstars, die hier für Actionfilme vorbereitet werden, keine Kunden an. Die Zahl der festen Mitglieder liegt bei sechzehn, unter ihnen eine Frau. Sie alle sind entweder professionelle Stuntleute, *stunt coordinators*, die ein Stunt-Team leiten, oder Stunt-Choreografen, die Kämpfe designen. Besucher kommen lediglich auf Einladung eines Mitglieds weiter als bis zum kleinen Eingangsraum.

Die Trainingshalle dahinter sieht im Vergleich zu einem durchschnittlichen Fitnesscenter fast heimelig altmodisch aus. Ein Laufband, Sandsäcke, viele Gewichtskugeln am Boden, Sandsäcke, ein einziges Gerät mit Gewichtsscheiben. An den Wänden Filmposter der *action heroes*, die hier schwitzten. In den Gestellen und Regalen Schwerter jeder Länge, Lanzen, Hellebarden, Pfeilbogen, Nunchakus. Zwei Drittel des Raums bestehen aus einer riesigen, ungewöhnlich erhöhten und weichgepolsterten Fläche vor einer Spiegelwand, wo geworfen, geboxt, gekickt und geschlagen wird, ohne den Gegner zu gefährden. Denn der Gegner heisst je nach Filmprojekt Brad Pitt, Keanu Reeves, Jason Statham, Matt Damon, Channing Tatum, Hugh Jackman, Jennifer Lawrence oder Charlize Theron. Stars, von deren Einsatzfähigkeit auf dem Set Hunderte von Arbeitsplätzen abhängen.



«Brillanter Stil»: Bernhardt trainiert im «87eleven»

87eleven wurde 2005 als Schule für Kampfsportspezialisten im Filmgeschäft eröffnet. Es gab und gibt andere Schulen für Stunts in Los Angeles, spezialisiert auf Schuss-

ich sehe das alles ohnehin anders. Ich bin ein *working actor*, kein Star. Für mich ist das Wichtigste, dass ich immer wieder Arbeit bekomme.» Es war vor allem in jenem Moment wichtig. Denn einen Tag nach der Premiere kam Bella zur Welt, die Tochter Bernhardts und seiner langjährigen Partnerin Lisa Stothard, die er inzwischen geheiratet hat. Nach Bellas Geburt gab die Kanadierin, von der Bernhardt sagt, sie sei



Hollywood-Hit «John Wick».

nicht nur eine der schönsten Frauen, die er je gesehen habe, sondern auch eine sehr gute Schauspielerin, ihren Beruf auf. Er war derjenige in der Familie, der den Biss für diese Art von Arbeit hatte, sie war nie so ehrgeizig gewesen. «Aber wenn sie nicht tun würde, was sie tut, könnte ich nicht arbeiten, wie ich arbeite. Ich bin pro Jahr mindestens drei Monate weg, manchmal sind es auch sechs. Dann ist sie bei unserer Tochter.»

2005 wurde «87eleven» eröffnet (siehe «Die Heldenschmiede», unten), deren Gründer Daniel Bernhardt von früheren Filmen kannte. Zum Teil hatte er ihnen Jobs in seinen Filmen verschafft: «Weil sie gute Arbeit machen. Heute bekomme ich aus demselben Grund Jobs von ihnen. Nur weil du ein Freund bist, bekommst du keinen Job.» Mitglied bei 87eleven ist er bis heute nicht, «aber ich gehöre irgendwie zum Inventar». Seit elf Jahren trainiert er hier täglich viereinhalb Stunden, wenn er sich nicht mit Bruce Willis, Chuck Norris, Jason Statham, Keanu Reeves oder Charlize Theron vor der Kamera anlegt.

Ihre grossen Namen schüchtern ihn nicht ein. «Vielleicht liegt es daran, dass man so viel physischen Kontakt miteinander hat. Man trainiert und probt zusammen. Ich erlebe die meisten als sehr normale Leute. Keanu Reeves ist einer der lebenswürdigsten und spannendsten Menschen, die ich kenne. Und ein grossartiger Kampfsportler. Charlize Theron hat bis zur Erschöpfung trainiert, ohne einmal zu klagen.» Action-Ikone Chuck Norris liess

Bernhardt die Kampfscenen, für die er ihn engagiert hatte, erst mit seinem Stunt-Double proben und sah dem Berner dabei wortlos zu. Nach zehn Minuten nickte er: «Der Mann ist *safe*.» Kein Verletzungsrisiko. Und stellte sich an den Platz seines Doubles.

### Echte Arbeit

Kann man aus jedem Schauspieler einen Actionhelden machen? Daniel Bernhardt lacht. «Ich könnte dich in zwei Wochen so trainieren, dass du im Film gut aussiehst. Mit der Kamera und den richtigen Winkeln kann man sehr viel machen. Aber das Publikum ist unheimlich smart geworden. Je schlechter jemand ist, desto näher geht die Kamera von vorn an ihn ran. Dann kommt die Kamera von hinten, und du siehst sein Stunt-Double die grossen Sprünge machen. Das ist nicht mehr sehr populär. Heute wollen die meisten Schauspieler so viel wie möglich selber machen. Aber sie wissen auch, was das an Training bedeutet.»

Daniel Bernhardt empfindet Training und Drehs nicht als Arbeit. Er genießt die Atmosphäre auf den Sets. In der drehfreien Zeit länger als zwei Tage nicht trainieren zu können, macht ihn sehr nervös. Das kommt aber gelegentlich vor, wenn ansteht, was er als echte Arbeit empfindet: Meetings, Anrufe, Anfragen verschicken, um den nächsten Job zu sichern. Aber das kennt er seit über zwanzig Jahren. Inzwischen werden die erfolgreichen Actionhelden immer älter. Und damit auch ihre Widersacher. ○



mit Klubleiter Cale Schultz.

waffenkämpfe, Brände oder Auto- und Motorradjagden. «Sie sind alle gut», sagt 87eleven-Klubleiter und Stuntman Cale Schultz, «aber wir sind die Einzigen, die nicht nur für

den Film trainierte Kampfsportathleten anbieten, sondern auch choreografische Entwürfe liefern für die in Drehbüchern vorgesehenen Kampfscenen.» Dafür erarbeitet das Team Kampfabläufe, filmt sie mit ihren Stunts und unterbreitet die sogenannten *previsuals* dem Regisseur. Stimmt er zu, werden die Szenen mit den Hauptdarstellern eingeübt. Für eine Action-Choreografie und die drei- bis viermonatige Vorbereitungszeit eines Stars mit mehreren 87eleven-Trainern, die Kampfsportarten von Taekwondo über Jiu-Jitsu und Judo bis Karate beherrschen, zahlen Filmstudios bis zu einer halben Million Dollar.

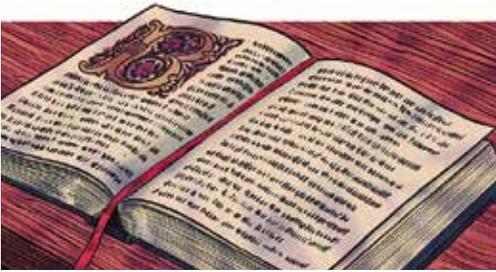
### Noch höher hinaus

Garanten für den Erfolg von 87eleven sind seine beiden Gründer und Besitzer, Chad Stahelski und David Leitch, deren Namen inzwischen jedem Actionfilm-Fan geläufig sind. Beide waren erfolgreiche Stunts und Kampfsportler. Stahelski war Keanu Reeves' Double in der «Matrix»-Trilogie. Leitch doublete Brad Pitt in «Fight Club» und «Mr. & Mrs. Smith» und Matt Damon in «The Bourne Ultimatum». Damit steht man in Hollywood schon sehr hoch im Kurs. Aber die beiden hatten ehrgeizigere Ziele. Sie wollten das

Action-Genre weiterentwickeln zu einem Stilmix, den sie «Gun Fu» nennen: Handlung und Kampfscenen in einem Film sollten emotional nicht getrennt sein, die Action-Helden nicht unverwundbar an Körper und Seele, wenn sie aufeinander eindroschen, sondern auch mal nach Luft japsen, stracheln, ins Leere schlagen. Wie das aussehen kann, ist in «John Wick» und «John Wick: Chapter 2» zu besichtigen, wo Stahelski und Leitch erstmals Regie führten, gemeinsam, obwohl aus rechtlichen Gründen nur Stahelski als Regisseur aufgeführt wird. Die Herstellungskosten für die beiden Filme werden auf rund 60 Millionen Dollar geschätzt. Zusammen spielten sie allein an den Kinokassen weltweit 290 Millionen Dollar ein. Kritiker jubelten über den brillanten Stil der Filme und darüber, dass in Actionfilmen endlich einmal zu sehen sei, wie weh Gewalt tun könne.

Nach seinem in vergangenen Sommer angelaufenen Film «Atomic Blonde» mit Charlize Theron dreht David Leitch Teil zwei der Filmversion von «Deadpool». Chad Stahelski arbeitet an «John Wick: Chapter 3». 87eleven brummt.

Beatrice Schlag



## Die Bibel

# In die Grosstaaterei zurückfallen?

Von Peter Ruch

Und Israel brach mit dem Hause Davids [...] Niemand hielt zum Hause Davids, als allein der Stamm Juda (1. Könige 12, 19–20). Die Israeliten im Alten Testament stellen exemplarisch menschliches Verhalten und Erfahrungen mit Gott dar. Eine dieser Geschichten ist die Spaltung des Landes in das Nordreich Israel und das kleine Südreich Juda. Die Spaltung erfolgte, nachdem der König Salomo den Staat nach ägyptischem Vorbild masslos aufgebauscht hatte. Veränderungen politischer Räume können schmerzhaft sein, gehören jedoch zum Repertoire der Geschichte und setzen neue Kräfte frei. Den Fall Katalonien mögen andere beurteilen, doch müssten allgemeingültige Überlegungen stärker einfließen als bisher. Nicht nur das kleine Israel, auch die anderen Herrschaftsräume veränderten sich im Jahrtausend vor Christus mehrmals heftig. Noch interessanter sind die Umwälzungen in unserer Epoche. Auf der Landkarte vor dem Ersten Weltkrieg genügten – von einigen Einsprengseln abgesehen – vier Farben, um die Herrschaftsräume von St. Petersburg über Krakau, Wien und Budapest nach Istanbul, ja Mesopotamien und Afrika zu veranschaulichen. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker nach dem Krieg brachte dann mehr Farben auf die Karte.

EU-Bürokraten stellen gerne die rhetorische Frage, ob man zur Kleinstaaterei zurückkehren wolle. Was heisst hier zurück? Es gab nie mehr Staaten als heute. Ihre Zahl ist weltweit seit 1950 von 91 auf 205 souveräne Staaten gestiegen. Die Hälfte von ihnen hat weniger Einwohner als Katalonien. Europas Bevölkerung ist seit 1900 von 400 auf 700 Millionen gewachsen. Wieso soll die Zahl der Staaten nicht steigen? Je kleiner die politischen Systeme, desto leistungsbereiter und solidarischer die Menschen. Sezessionen müssen grundsätzlich möglich sein. Das banale Beispiel des Kantons Jura hat gezeigt, wie sie ablaufen können. Anstatt der Brüsseler Bürokratie würden die herkömmlichen Staaten ihre Souveränität besser den Regionen abtreten.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Blick ins Innere: Kenneth Branagh als Meisterdetektiv Poirot (l.).

## Kino

# Narziss und Goldmund

Das Remake «Murder on the Orient Express» ist nur der Auftakt einer erstaunlichen Renaissance der Kreuzworträtsel-Krimis von Agatha Christie. Von Wolfram Knorr

Als in längst vergangenen Zeiten der Krimi-Fan nach Spannung fahndete, geriet er unausweichlich an die drolligen *whodunits* von Agatha Christie (1890–1976) mit ihren schrulligen Schicksalsbändigern Hercule Poirot und Miss Marple. Unnachsichtig und clever schlugen sie sich durchs Ranküne-Unterholz aus Neid, Eifersucht, Rache und Habsucht, die besonders in geschlossenen Gesellschaften wuchern. Damit der Leser miträtseln konnte, wurde das Unterholz labyrinthisch angelegt. Das machte derart süchtig, dass Dame Christie mit über sechzig Krimis, Hörspielen und Bühnenstücken zur meistübersetzten Autorin avancierte. Über zwei Milliarden Bücher wurden weltweit verkauft, ihr Bühnenstück «The Mousetrap» ist ein Ewigseller, und ihre Kino- und TV-Verfilmungen sind Legion.

Doch dann kamen die Hartgekochten aus den USA und liessen die idyllischen Giftmorde in Klubs, auf Schiffen und in Zügen alt aussehen. Agatha Christie und der ganze *whodunit*-Rosenzüchterklub wurden im Seniorenheim entsorgt. Jüngst aber zeichnet sich eine Renaissance der Altvordern ab. Plötzlich wird behauptet, diese seien teilweise sogar realistischer als die Knallharten. Im Gegensatz zu denen seien die Vergilbten nämlich völlig amoralisch. Auf dem fröhlichen Karussell der Kreuzworträtsel-Löserei wurden ethische Bewertungen zu den Morden

nie abgegeben; entscheidend war nur, ob etwa der Mord beim hohen C in der Glöckchenarie aus «Lakmé» erfolgte. Auf einmal ist von einem «Abstraktionsgrad» im Christie-Ceuvre die Rede: Sie durchleuchte glasklar den diskreten Charme der Bourgeoisie, präziser als jeder *hardboiled*-Thriller. Wenn die schrullige Miss Marple oder der sich selbst geniessende Cicerone Hercule Poirot ermittelten, würden bürgerliche Grundzüge wie Heuchelei, Habgier, Machtrangeleien et cetera sichtbar, kenntlich gemacht durch groteske Überzeichnung. Christies Bücher sind neu übersetzt worden, und endlich erscheint jener seltsame, als untypisch bezeichnete Spionageroman «Passenger to Frankfurt» in einer neuen deutschen Ausgabe, in dem es um Nazis geht.



Labyrinthisches Unterholz: Krimi-Ikone Christie.

Ein Fressen für Kino und TV ist das Revival allemal. So wird der Billy-Wilder-Klassiker «Witness for the Prosecution» (1957 mit Marlene Dietrich) neu verfilmt, auch der schon dreifach umgesetzte «And Then There Were None», der ursprünglich mal «Ten Little Niggers» hiess, dann «Ten Little Indians». In der deutschen Version kam es zu ähnlichem Titel-Gemurkse. Aus «Das letzte Wochenende» wurde «Zehn kleine Negerlein», worauf es zum Geschrei kam, und jetzt heisst der Film «Und dann gabs keines mehr». Die BBC plant eine Reihe von Verfilmungen: «Crooked House» (mit Glenn Close), ein Biopic mit Alicia Vikander und einen Film über Christies rätselhaftes Verschwinden für elf Tage. In ihrer amüsanten Autobiografie verliert sie kein Wort darüber. Kenner vermuten eine Amnesie, ausgelöst durch ihren ersten Gatten, der sie be-



Wo ist der Witz? «Murder on the Orient Express».

trog. Man fand sie in einem Hotel unter dem Namen der Geliebten ihres Mannes.

Auftakt der Neuverfilmungen ist das Remake «Murder on the Orient Express» mit Kenneth Branagh als Poirot. Branagh, der auch Regie führt, nutzt das für eine Art Blick ins Innere des fiktiven Helden und ins eigene Innere. Gleich zu Beginn wird dargelegt, warum Poirot, der Meisterdetektiv, ein Narziss sei: An Jerusalems Klagemauer löst er einen Diebstahlfall, und dieser – aber hallo! – dreht sich gleich um die drei grossen Weltreligionen. Branagh wiederum, Goldmund im Shakespeare-Gewerbe, macht aus Poirot einen De-luxe-Poirot mit der Macbeth-Lotion «Ein Märchen, erzählt von einem Irren, voller Lärm und Wut, und es bedeutet nichts». So fusionieren beide ideal zu Narziss und Goldmund. Die Klagemauer-Szene ist eine freie Erfindung des Drehbuchautors Michael Green («Blade Runner 2049»), und die Abendmahlszene der Verdächtigen à la Leonardo da Vinci ist als Edel-Menetekel-Motiv ein Regieeinfall.

So wird Christies Gesellschaftsgroteske – es geht um Zugspassagiere, die eine solche negative Beziehung zu einem Mitreisenden haben, dass sie ihn kollektiv ermorden – mit biblischem Geraune durchsetzt, und Poirot gerät zu einem «Warum bekomme ich diese Verantwortung auferlegt?»-Märtyrer. Das ist leider nicht ironisch, nur langweilig. Agatha Chris-

tie würde auf Branaghs Interpretation wohl ratlos reagieren. Denn ihre Figuren besitzen nichts als ihre Fassade, ihre Misserfolge und eine gewisse Lebensleere. Sie sind von abwesendem Sinn umgeben und deshalb bis zur Kenntlichkeit verzerrte Normalbürger. In «Die Kleptomantin» (im Original «Hickory Dickory Dock») enthüllt mal Poirot die *whodunit*-Ethik: «Wir haben es hier mit einer Gruppe von jungen Leuten zu tun mit unterschiedlichen Veranlagungen und unterschiedlichen Geschlechts. A liebt B, aber B liebt C, und D und E liegen sich vielleicht wegen A in den Haaren. Das sind die Dinge, die ich wissen muss.» Von Moral keine Spur. Da kann Branaghs Version optisch noch so prächtig daherkommen und mit Penélope Cruz, Judi Dench, Johnny Depp und anderen glänzen. Allein, es fehlt der Witz. ★★☆☆☆

### Knorr's Liste

1	<b>The Square</b> Regie: Ruben Östlund	★★★★★
2	<b>Blade Runner 2049</b> Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
3	<b>Suburbicon</b> Regie: George Clooney	★★★★☆
4	<b>Maudie</b> Regie: Aisling Walsh	★★★★☆
5	<b>Happy End</b> Regie: Michael Haneke	★★★★☆
6	<b>It</b> Regie: Andy Muschietti	★★★★☆
7	<b>Victoria and Abdul</b> Regie: Stephen Frears	★★★★☆
8	<b>Blue My Mind</b> Regie: Lisa Brühlmann	★★★★☆
9	<b>Borg/McEnroe</b> Regie: Janus Metz	★★★★☆
10	<b>Thor: Ragnarok</b> Regie: Taika Waititi	★★★☆☆

## Der Schatz am Black-Jack Tisch

presented by

# SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

## Jazz

# Alte und neue Träume

Von Peter Rüedi

Was ist Freiheit? Absolut gesehen eine emphatische Behauptung. Pragmatisch gesehen eine negative Qualität: die Abwesenheit von Zwang und Fremdbestimmung. So gesehen stellt sich nicht nur beim sogenannten Free Jazz also gleich die Frage: Freiheit wovon? Von vorgegebenen, gestanzten Klischees, gewiss. Allein, es gibt, auch beim Bemühen um grösstmögliche Spontaneität, keine rein gegenwärtige Kunst. Keine Musik ohne Gedächtnis. Die Gegenwart, meinte Dürrenmatt einmal, sei ein denkbar minimaler Punkt, durch den die Zukunft in die Vergangenheit gerissen werde. Oder auch umgekehrt. Der bedingungslose, der geschichtslose Einfall ist eine Fiktion. Die Musik insgesamt kommt aus einer Geschichte. Auch der Jazz. Und wenn es die individuelle Geschichte des Improvisators ist, die Summe all seiner Gedanken und Erfahrungen, der eigenen und der angeeigneten. Noch im Versuch, in der absolut gesetzten Freiheit gegen jeden denkbaren Zusammenhang anzukämpfen, wird gerade dieser beschworen (einmal abgesehen davon, dass der Zuhörer immer auch seine eigene Geschichte in die Musik einbringt).

Solche Grübelelei stellt sich ein, wenn «zeitgenössische» Improvisatoren (was immer das heisst) sich altbekannte Stücke vornehmen, sogenannte Standards. Die waren über weite Strecken der Jazzgeschichte neben dem Blues die Lingua franca dieser Musik, der gemeinsame Nenner und die gemeinsame kollektive Bezugsebene, von der ausgehend jeder (so er konnte) seine eigene Geschichte erzählte, mal enger am Ausgangspunkt bleibend, mal sich weiter davon entfernend. Die Gruppe, die der Drummer Tom Rainey schon zum zweiten Mal in seinem Projekt *Obbligato* versammelt – der Trompeter Ralph Alessi, die Saxophonistin Ingrid Laubrock, die Pianistin Kris Davis und der Bassist Drew Gress –, weitet die Grenzen mal so, dass die Originale zum Teil nur noch wie entlegene Assoziationen durchscheinen. Zum anderen Teil sind sie als Gerüst für individuell und kollektiv entwickelte neue Erzählungen noch sehr präsent – in der Aneignung ebenso wie in der sich entfernenden Verwandlung. Vorgänge, aus denen ebenso aufregende wie folgerichtige Musik entsteht.



**Tom Rainey Obbligato:**  
Float Upstream (feat. Ralph Alessi, Ingrid Laubrock, Kris Davis, Drew Gress).  
Intakt 292

# Geschlecht – welches Geschlecht?

Das progressive Amerika hat eine Obsession für Menschen, die ihr Geschlecht wechseln. Jetzt wurde die erste Transfrau in ein Parlament gewählt. Das Thema spaltet das Land, wie eine Ausstellung in New York zeigt. *Von Sacha Verna*

«Pffft!», macht es. Vier Dutzend Gesichter richten sich zur Decke, wo ein metallener Kasten weisse Schwaden versprüht. «Testosteron-senkendes Gas», erklärt Massimiliano Gioni. Der künstlerische Leiter des New Yorker New Museum war gerade dabei, sich vor versammelter Presse über die Feinheiten der neuen Ausstellung zu verbreiten. «Trigger: Gender as a Tool and a Weapon», lautet ihr Titel (Geschlecht als Instrument und Waffe). Es geht um die Rolle des Geschlechts in Kunst und Gesellschaft, so Gioni, um ein drängendes Thema in einem Augenblick politischen Aufruhrs und wieder-aufflammender Kulturkriege. «Pffft!» Die Nebelmaschine «Hormonal Fog Machine» ist eines der Werke, seine Schöpfer Candice Lin und Patrick Staff sind zwei der über vierzig präsentierten Künstlerinnen und Künstler.

Künstlerinnen und Künstler? Schon falsch. Genau diese binäre Frau-Mann-Welt will die Schau hinterfragen. «Er» und «sie» sind out. In ist der gesamte Regenbogen dazwischen. Und das nicht nur im New Museum. Wenn Chelsea Manning via Geschlechtsumwandlung vom Landesverräter zur Freiheitsfigur wird, das *Playboy*-Magazin sein erstes Transgender-Playmate serviert und mit Danica Roem in Virginia soeben die erste Transfrau in ein Landesparlament gewählt worden ist, prophezeien die einen die Apokalypse. Andere schlagen Purzelbäume vor lauter Zustimmung und Einigkeit.

## «A Dude or Diva»

Vorangetrieben wird die Auflösung der Geschlechtergrenzen in den Vereinigten Staaten



Erste Transfrau im Parlament: Danica Roem.

von 14- bis 34-Jährigen. In einer Umfrage der Marketing-Agentur Consumer Intelligence Group gaben 60 Prozent von ihnen an, sie hielten diese Grenze für durchlässig. Grund genug für Unternehmen, ihre Verkaufsstrategien zu ändern. Coca-Cola hat mit dem Slogan «ADude or Diva» eine Kampagne mit Büchsen lanciert, die Schnurrbart und Kussmund zieren, so dass man sich auf einem Selfie je nach momentaner Befindlichkeit von seiner maskulinen oder femininen Seite zeigen kann. Die Einzelhandelsriesen Target und Walmart sind dabei, ihre Kinderabteilungen geschlechtsneutral zu gestalten. Kos-

«Man muss lernen, etwas auszuhalten, was über die Vorstellung von zweien hinausgeht.»

metikhersteller wie Mac und Make Up For Ever empfehlen Pink für alle, und Modehäuser, vom Billiglabel Zara bis zu Gucci und Hermès, setzen auf Unisex, als hätten sie nie etwas anderes getan.

Willkommen in der Ära des Geschlechterrelativismus. LGBTQ – «lesbian, gay, bisexual, transgender, queer» – ist ein Kürzel, das immer länger wird. Dabei sind *queer*-Verfechter die radikalsten, weil sie sämtliche Geschlechterschubladen ablehnen und stattdessen für eine ständige Erweiterung der Definitionspalette plädieren. Facebook hat sich daran ein Beispiel genommen und bietet seinen amerikanischen Usern inzwischen über sechzig Möglichkeiten zur Selbstidentifikation an, darunter «gender questioning» («das Geschlecht hinterfragend»), «two-spirit» («zweigeistig») und «neutrois» («Neutrum», mit französischem Akzent).

## Neusprech für die Geschlechtslosen

Gemäss einer Etymologie geht «queer» auf das deutsche Wort «quer» zurück, also auf «weder krumm noch gerade». Weder Fisch noch Vogel bezeichnet auch die Anrede «Mx», die jüngst in den «Oxford English Dictionary» aufgenommen wurde. Die *Washington Post* wiederum verwendet ab sofort das Pronomen «they», eigentlich der Plural «sie», in der dritten Person Singular für alle, die mit «he» oder «she» – «er» oder «sie» – unglücklich sind. Und zu «gender»: Im Englischen werden damit das biologische Geschlecht, Geschlechterrollen sowie, mehr



*Pink für alle:* Ausstellung «Trigger: Gender as

oder weniger implizit, die sexuellen Neigungen eines Menschen bezeichnet. Logisch, dass von diesem schillernden Begriff mit den Gender Studies, der Geschlechterforschung, ein ganzer akademischer Fachbereich lebt.

Sprache ist wichtig. Wie wichtig, beschrieb die Philosophin Judith Butler, eine der Vordenkerinnen der Queer-Theorie, bereits Anfang der 1990er Jahre in ihrem Buch «Gender Trouble» («Das Unbehagen der Geschlechter»), das als Klassiker der Gender-Literatur wie seine Autorin gerade eine Renaissance erlebt. Das Geschlecht sei keine Eigenschaft, sondern eine Handlung, argumentiert Butler, und zwar eine Handlung, die täglich unter anderem durch die Anwendung bestimmter Sprachmuster vollzogen werde. Um traditionelle Geschlechterrollen zu untergraben, stürzt man sich deshalb am besten ins verbale Chaos. Einen üppigen Sprachsalat hat man, zumal auf Englisch, schon jetzt.

«Man muss lernen, sich in grammatikalischen Sackgassen zu verstecken, sich fallenzulassen in eine Orgie aus Präzision. Man muss lernen, etwas auszuhalten, was über die Vorstellung von zweien hinausgeht, und das gerade dann, wenn du versuchst, eine Partnerschaft darzustellen», schreibt Maggie Nelson. Als die 44-jährige Schriftstellerin



«a Tool and a Weapon» im New Museum, New York.

2007 Harry Dodge kennenlernte, wusste sie zunächst nicht, welches Pronomen sie für einen Menschen verwenden sollte, der die Unzulänglichkeit von Sprache und Darstellung zum Sujet seiner Kunst macht und sich selber gerne als «Butch auf Testosteron» bezeichnet. Jetzt sind die beiden verheiratet, und Maggie Nelson sagt Harry einfach «du». Jedenfalls in «Die Argonauten», einer Mischung aus Liebesgeschichte, Mutterschaftsbericht und philosophischer Abhandlung.

Das Buch erschien im letzten Herbst und geriet in den USA prompt zum Indie-Bestseller. Judith Butler wird darin mehrfach zitiert, ebenso Roland Barthes, die Lyrikerin Anne Carson und der britische Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald W. Winnicott. Maggie Nelson erzählt, wie sie durch künstliche Befruchtung endlich schwanger wird, während sich Harry einer Hormonbehandlung und schliesslich einer Mastektomie unterzieht. Es ist das intime Porträt zweier sich verändernder Körper und einer Beziehung, die Maggie Nelson à



Autorin Nelson.

«Man muss lernen, sich fallenzulassen in eine Orgie aus Präzision.»

la Gilles Deleuze «Vermählung» nennt. Aus dessen «Dialogen» mit Claire Parnet übernimmt sie die Definition: «Vermählung ist das Gegenteil einer Paarbeziehung. Binäre Maschinen wie Frage-Antwort, männlich-weiblich, Mensch-Tier etc. haben hier ihren Sinn verloren.»

#### Eine Frage des Geschmacks

Vermutlich befassen sich nur wenige, die «Die Argonauten» als Beweis für ihre Zeitgeistigkeit mit sich herumtragen, so ausführlich wie die Autorin mit Problemen der Hetero- und Homonormativität und mit der Vereinnahmung

pansexueller Subkulturen durch den Mainstream. Die meisten Millennials betrachten Geschlechterpräferenz als Konsumgut. «Es ist wie mit dem Essen», verriet Lily-Rose Depp dem Internetmagazin *Nylon*. «Du glaubst 5000 Jahre lang, du stehst auf Erdnussbutter, und dann merkst du plötzlich, dass du Hamburger eigentlich viel lieber magst.» Mit diesem Vergleich erklärte das 18-jährige Model, die Tochter des Schauspielers Johnny Depp, seine Geschmacksbandbreite, was Sein und

Geschlecht betrifft. Es lockt ein gigantisches Lifestyle-Büffet.

In kaum einer anderen Nation werden die Bedürfnisse und Freiheiten des Einzelnen höher gehängt als in den Vereinigten Staaten. Kein Wunder also, dass die Diskussion über Selbstverwirklichung dank sexueller Artenvielfalt hier mit solcher Hingabe geführt, so geschickt instrumentalisiert und so erfolgreich kommerzialisiert wird. Denn was die Vorstellung von Gender als Mode-Accessoire, Manifeste wie «Die Argonauten» und Aus-

#### Nebenbei werden ganze Menschengruppen zu Personae non gratae erklärt.

stellungen wie «Trigger: Gender as a Tool and a Weapon» vereint, ist die Apotheose des Ichs. Das Ego gehört gefeiert und hemmungslos entfaltet; je mehr Identitäten es aufweist, desto besser.

Die Werke im New Museum würden den wenigsten Besuchern Ohs und Ahs entlocken, wären da nicht die Biografien der Künstler und deren proklamierte Zugehörigkeit zu marginalisierten Gruppen. Auch Harry Dodge, Maggie Nelsons «du», ist mit drei Arbeiten vertreten. Darunter ist eine comicarartige Zeichnung, auf der ein Gespenst witzelt: «Ohne Bettlaken wäre ich unsichtbar!»

Sichtbar ist vor allem eines: die Diskrepanz zwischen dem Randständigkeits-Enthusiasmus von Progressiven und Profiteuren einerseits und der politischen Realität in diesem Land andererseits. «Inklusion», «Diversität»? Binahe täglich demonstrieren Donald Trump und seine Regierung, was sie vom Mantra jener halten, die sich auf der richtigen Seite der Geschichte wähen: nichts.

Unter Trump werden Transgender-Leute nicht mehr im Militär dienen dürfen. Diese Administration ist aber auch dabei, Umweltschutzgesetze in die Nichtexistenz zu demontieren. Sie verleiht sexistischer, rassistischer, fremdenfeindlicher und, ja, auch homophober Ausdrucksweise das Imprimatur des politischen Diskurses und legitimiert damit entsprechendes Handeln. Nebenbei werden ganze Menschengruppen aufgrund ihrer Herkunft zu Personae non gratae erklärt. Apokalypse? Wenn, dann anders. Mit Sicherheit steht mehr auf dem Spiel als die freie Wahl von Toiletten. Das, nicht die Menschheit, droht im testosteronsenkenden Nebel unterzugehen.

Trigger: Gender as a Tool and a Weapon. New Museum, New York. Bis 21. Januar 2018

Maggie Nelson: Die Argonauten. Hanser. 192 S., Fr. 28.90



Thiel

## Schleudersitz

Von Andreas Thiel

**Parmelin:** Sind das die Pläne für den neuen Kampffjet?

**Rüstungschef:** Noch nicht. Das sind erst die Pläne für den neuen Schleudersitz.

**Parmelin:** Der sieht aber kompliziert aus.

**Rüstungschef:** Es ist eine Eigenkonstruktion des Uvek. Doris Leuthard hat die Entwicklung eines Schleudersitzes in Auftrag gegeben, der nicht mit Raketenantriebstechnik wegkatalpultiert, sondern mit Solarenergie.

**Parmelin:** Und das funktioniert?

**Rüstungschef:** Nein, aber Doris Leuthard hält trotzdem an diesem Modell fest, da ihr Departement bereits mehrere Milliarden in dessen Entwicklung gesteckt hat.

**Parmelin:** Was sagt Ueli Maurer dazu?

**Rüstungschef:** Aus Spargründen testen wir für ihn einen Kampffjet mit Airbag statt mit Schleudersitz.

**Parmelin:** Und Alain Berset?

**Rüstungschef:** Alain Berset schlägt vor, den Schleudersitz ganz einzusparen und dafür die Witwenrenten zu erhöhen.

**Parmelin:** Haben Sie Simonetta Sommaruga befragt?

**Rüstungschef:** Simonetta Sommaruga verlangt ein Reglement, welches sicherstellt, dass der Schleudersitz nach dessen Betätigung erst aktiviert wird, nachdem sämtliche Rekursmöglichkeiten ausgeschöpft sind. Hierzu will sie einen Teil des Verteidigungsetats für Gratisanwälte verwenden.

**Parmelin:** Und was sagt Ignazio Cassis?

**Rüstungschef:** Ich weiss nicht. Er trat etwas voreilig dem Interessenverein Pro Schleudersitz bei, um mehr darüber zu erfahren, worum es geht. Und als er merkte, was ein Schleudersitz ist, hat er die Reissleine gezogen und ist sofort wieder ausgestiegen.

**Parmelin:** Und Johann Schneider-Ammann?

**Rüstungschef:** Johann Schneider-Ammann wünscht sich einen Schleudersitz, mit welchem er sich in Flugzeuge katapultieren kann, welche ohne ihn abgeflogen sind.

**Parmelin:** Und welches Modell bringen wir am ehesten durch eine Volksabstimmung?

**Rüstungschef:** Einen bewaffneten Schleudersitz ohne Flugzeug.

Namen

## Planschen mit Blick auf die Jungfrau

Auf dem Bürgenstock eröffnete der grösste Spa Europas.

Von Hildegard Schwaninger

**L**etzte Woche wurde auf dem Bürgenstock der neue Spa eröffnet, der Alpine Spa im neuen «Bürgenstock Resort Lake Lucerne». Der grösste Spa Europas. Konzipiert hat ihn **Bruno Schöpfer**, der als Visionär im internationalen Tourismus gilt. Schöpfer, der aus Schüpfheim im Entlebuch stammt, hat eine weltweite Hotelierkarriere hinter sich (zuletzt war er im «Mandarin Oriental» in Bangkok) und hat bereits mehrere Spas realisiert. Er ist sozusagen Spezialist. Der Spa wird ein immer wichtigeres Thema im Hotelbusiness. Auch auf dem Bürgenstock, der jetzt – im Gegensatz zu früher – nicht mehr nur Sommer-Resort, sondern Ganzjahres-Resort ist. Die Menschen werden gesundheitsbewusster, haben mehr Freizeit und mehr Geld. Sie werden älter, sind interessierter an präventiven Gesundheitsmassnahmen. Schöpfer sieht da ein Riesenpotenzial.

Der Alpine Spa auf dem Bürgenstock hat 10 000 Quadratmeter Fläche, zurzeit der absolute Superlativ. Grandios ist die Aussicht auf den Vierwaldstättersee, der Blick auf die Berge. Auf Eiger, Mönch und Jungfrau schauen, während man im Swimmingpool planscht, und den Pilatus vom Jacuzzi aus bewundern – das sind Assets, unschlagbar. Die Schweiz, sagt Bruno Schöpfer, habe die besten Spas in Europa, auf dem europäischen Kontinent sei sie da am besten aufgestellt. Der Spa des «Dolder Grand» in Zürich wurde mehrfach als bester Spa ausgezeichnet, die Therme in Vals gilt als Magnet für Architektur- und für Spa-Touristen.

Der Alpine Spa auf dem Bürgenstock zieht sich über drei Stockwerke. Eine gigantische Anlage! Vier Innen- und Aussenpools mit Seewasser vom Vierwaldstättersee, eine grosse Saunalandschaft, Sole- und Kneippbäder, Ruheräume, Massage- und Behandlungsräume, Räume für Krafttraining und Pilates. Es bleiben keine Wünsche offen. Wer unter sich sein will, kann das – in drei privaten Spas mit Panoramasauna, Dampfbad und Ruheräumen, Liegelandchaft, Grossleinwand und offenem Kamin. Natürlich gibt es ein Spa-Restaurant, das «Oak Grill», mit Rundblick auf die Alpen.

Zweitausend Gäste haben im «Bürgenstock Resort» Platz: in den 5-Sterne-Hotels «Bürgenstock» und «Waldhaus», dem 4-Sterne-Hotel «Palace», einem 3-Sterne-Hotel und den Residenzen. Dazu kommen die Tagesgäste.

Für Tagesgäste bietet man ein spezielles Package für 99 Franken an. Inkludiert ist die Fahrt mit dem Schiff ab Luzern, ab Kehrsiten die Fahrt mit der Bürgenstock-Bahn sowie drei Stunden Aufenthalt im Spa. Die Bürgenstock-Bahn, eine Standseilbahn, fährt in vier Minuten vom See auf den Berg und wird von **Walter Odermatt** in zweiter Generation betrieben; sie wurde gerade für 15 Millionen Franken saniert. Jetzt ist die Bahn topfit und voll in ihrer ursprünglichen Form erhalten. Wie zu Zeiten des legendären **Fritz Frey**, der ab 1953 das «Bürgenstock» als grossartigste Hotelanlage der Schweiz betrieb und Zelebritäten wie **Audrey Hepburn**, **Sophia Loren**,



Fast verliebt

## Undateable

Von Claudia Schumacher

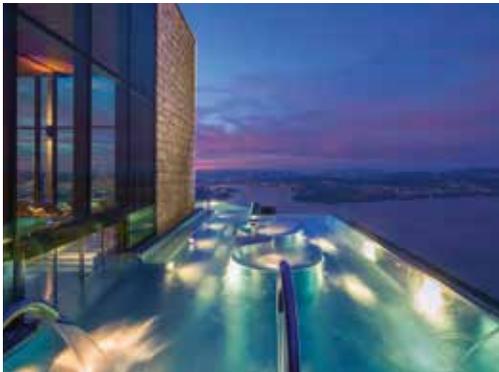
**I**ch hätte ja auch gerne jemanden», sagt Sasha beiläufig auf der Vernissage und winkt gleichzeitig so einem Anzugträger aus der Ferne zu. Sie ist nicht wegen der Kunst, sondern wegen der Geldbeutel der

Menschen hier, welche sich die Bilder ansehen, als Deko für ihre Wohnzimmer. Sasha ist Hedge-Fund-Expertin und kümmert sich leidenschaftlich um die Geldvermehrung anderer, was auch sie selbst stetig bereichert. Arbeiten wie ein Stier, feiern wie eine Löwin: Das war jahrelang das Programm für Tag und Nacht, wie es Sasha taugte. Doch seit sie 36 ist, drängt sich häufiger ein Störgeräusch in den terminreichen Alltag. Die biologische Uhr, sie tickt – als hätte Sasha nichts Wichtigeres zu tun!

Neulich zum Beispiel, da hätte sie fast ihren besten Kunden verloren! Was für ihren kleinen, feinen Dachfonds eine Tragödie griechischen Ausmasses gewesen wäre. In so einer Nacht des Bangens geht schon mal eine halbe Flasche Whisky leer, und eine Schachtel Zigaretten kann Sasha auch prima allein zu grauer Luft machen. Der Kunde, halleluja, er blieb schlussendlich, und so flog Sasha gleich am



Visionär: Hoteliers Schöpfer, Herr.



Der Spa mit Aussicht auf den Vierwaldstättersee.



Platz für 2000 Gäste: das «Bürgenstock Resort».

Sean Connery bewirtete sowie eine verwöhnte internationale Klientel und die gesamte Schweizer Hautevolee als Gäste empfing. Der sogenannte Hollywood-Pool, damals Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens (neben dem Abendessen, das – an der Table d’Hôte – Höhepunkt des Tages war), steht immer noch, ebenfalls gefüllt mit glasklarem Vierwaldstättersee-Wasser. Und da der Denkmalschutz sehr streng war, steht auch noch die Säulenhalle oberhalb des Pools, früher eine Art Aussichtsturm. Geführt wird das «Bürgenstock Resort» von General Manager Robert Herr.

Das «Bürgenstock Resort Lake Lucerne» ist Teil der Bürgenstock Selection einer katarischen Investment-Firma mit Sitz in Zug. Bruno Schöpfer ist der Managing Director. Der «Schweizerhof» in Bern und das «Royal Savoy Hotel & Spa» in Luzern gehören zur Bürgenstock Selection, deren gesamtes Investitionsvermögen eine Milliarde Franken beträgt.

Für Schöpfer ist das «Bürgenstock Resort» «der Leuchtturm des Schweizer Tourismus». Im Tourismus, sagt Schöpfer, sei «der Wow-Effekt wichtig». Die gute Luft, das saubere Wasser, das Panorama auf Berge und See, die Ruhe – diese Swissness-geprüften Werte: Wow-Effekt garantiert.

Mitte Oktober fand im «Palace» auf dem Bürgenstock eine grosse Party statt. Der Zolliker Bauunternehmer Dr. Alfred Meili feierte seinen 70. Geburtstag. Thema: Karneval in Venedig. Alle achtzig Gäste waren verkleidet, das Wetter war perfekt, Sonnenschein und klares Panorama. Wer dort war, kam aus dem Schwärmen nicht mehr heraus. Ein gutes Omen für das gigantische, grossartige Projekt.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

Morgen nach London wie geplant, um das nächste Problem zu lösen, indem sie eine potenzielle neue Mitarbeiterin traf, weil sich der Junge aus Harvard als Nulpe erwiesen hatte.

Nur, verspätet und ganz anders, traf sie doch noch ein, die griechische Tragödie.

Sasha kann die Geschichte noch nicht auf eine Art erzählen, die Sinn ergibt, also: In London regnete es. Sie musste einen Schirm kaufen, nachdem ihr mitgebrachter im Sturm kaputtgegangen war. So betrat sie einen Laden in der New Oxford Street, wo sie gegen einen Mann stiess, der allen Ernstes Alfie hiess. Wenig später trieben es die beiden wie Kaninchen in Sashas Hotelzimmer. Sie verpasste ihren Flug, blieb einen Tag länger, und wenn sie erzählt, wie sie händchenhaltend durch die Stadt gingen, klingt die toughie Frau wie ein Mädchen und bekommt rote Backen dazu. Wann wird sie ihn wiedersehen? «Ja, das hat er

auch schon gefragt», sagt sie – und klingt heillos überfordert. Bis Januar seien bei ihr alle Wochenenden verplant. Selbst zum Telefonieren fehle ihr die Zeit. Aber der Mann war so schön und der Sex so gut... nur war das alles gar nicht geplant – und das scheint Sasha, die gerne kontrolliert, in eine echte Krise zu stürzen. Hochgradig konfus redet sie sich in ihr Dilemma hinein; ihr Kopf scheint zu rauchen wie ein Computer, der an einer unlösbaren Rechenaufgabe zerbricht. Der Mann kam eben nicht algorithmisiert aus der Katalogwelt des Online-Datings wie die letzten ihrer Männer. Der Zufall brachte Alfie – und wenn es etwas gibt, das Sasha nicht behagt, dann sind das Zufälle. Wie viele Frauen ihrer Generation ist sie erfolgreich, unabhängig, eigenwillig bis zur Starrköpfigkeit, verplant bis zur Neurose – und ja: absolut *undateable*.



## Unten durch Olten

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du liest in der Zeitung, dass zwei Drittel aller Schweizer sich bei ihrer Arbeit langweilen. Das geht dir auch so, und du weisst auch, warum: Du bist Rockstar, aber es war nicht dein Traumberuf. Wenn es richtig gelaufen wäre, würdest du heute als Lokführer mit einer RE 460 die Gotthardstrecke fahren und nicht jeden Abend auf der Bühne «Are you ready!?» brüllen. Schon als kleiner Bub haben dich Lokomotiven viel mehr fasziniert als Gitarren. Aber dein Vater, ein 68er mit Stirnfransen und einer Zigarette im Mundwinkel, wollte unbedingt, dass du, wenn er mal stirbt, seine alte Fender Stratocaster übernimmst und mit ihr sein Werk fortsetzt. Dein Vater spielte in einer Band, die an Geburtstagsfeiern und Hochzeiten Rolling-Stones-Coversongs zum Besten gab, «Angie», «Brown Sugar» und den ganzen Mist, und als er hörte, dass du Lokomotivführer werden wolltest, sagte er: «Willst du Leute in Vernichtungslager transportieren?» Nein, das wolltest du natürlich nicht, ausser vielleicht, wenn du mit einer Shinkansen-JNR-Lok hättest fahren dürfen, das war in deiner Jugendzeit eine der schnellsten Loks der Welt. Damals hast du dir nachts unter der Bettdecke im Schein einer Taschenlampe Fotos der Shinkansen- und der britischen HST-Lok angeschaut.

Eines Tages entdeckte deine Mutter die Fotos unter deiner Matratze, und danach musstest du einem Jugendpsychologen erklären, warum du dir nachts keine Bilder von nackten Frauen ansiehst. Die siebziger Jahre waren eine echt schwierige Zeit für einen Nonkonformisten wie dich. Als du sechzehn warst, starb dein Vater nach einem Konzert an einer Mischung aus Bier, Haschisch und Blitzeis auf der Autobahn Zürich–St. Gallen, und die Typen aus seiner Band drückten dir seine Gitarre in die Hand und sagten: «Mach deinem Vater Ehre! Er war ein anständiger, wärschafter Gitarrist! Er hat immer jede Note sauber gespielt und ist erst nach Hause gegangen, wenn das Repertoire bis zum letzten Taktstrich abgearbeitet war.» Noch in derselben Nacht bist du nach Olten abgehauen. Olten war damals das Swinging London der Lokomotivfans, hier kamen alle sogenannten Lokies zu-

>>> Fortsetzung auf Seite 80

»» Fortsetzung von Seite 79

sammen und diskutierten im Bahnhofbuffet stundenlang über die neusten Triebwagen der Japaner oder über den legendären Streckenrekord der Lok CC 7107, der erst Jahre später vom TGV PSE 16 gebrochen wurde. Verzweifelt hast du eine Lehrstelle als Lokführer gesucht, aber es waren schwierige Zeiten: Die Leute rauchten lieber im eigenen Auto als im Zug, im Auto hatten sie einen Aschenbecher für sich. Es gab immer weniger Lokomotiven, aber dafür immer mehr von diesen Scheiss-Rockbands. «Well, what can a poor boy do/Except to sing for a rock'n'roll band» – diese Liedzeilen eines Stones-Songs, den dein Vater jeden Tag stumpfsinnig runtergespielt hatte, verfolgten dich jetzt bis in deine Träume. Es war, als würde dein Vater dich aus dem Grab heraus nun doch noch in den Rockstarberuf hineinzwingen.

Als du nicht einmal mehr das Geld hattest, um dir die neuste Ausgabe der *Schweizer Eisenbahn-Revue* zu kaufen, bist du in einem Güterzug von Olten nach Bern getrampt und hast bei Polo Hofer als Gitarrist angefangen. Jeden Abend hast du auf Bühnen, auf denen es immer entweder zu kalt oder zu heiss war, die ewig gleichen Akkorde runtergeschrummt für zirka Fr. 1.50 pro Akkord. Und so bist du in diese Mühle hineingeraten, in der man sich daran gewöhnt, etwas zu tun, das man früher nicht tun wollte. Inzwischen schrummst du deine Akkorde bei einer amerikanischen Band runter, rufst jeden Abend relativ pünktlich um 21.30 Uhr «Are you ready?!» ins Mikrofon und vögelst hinterher in der Garderobe ein Groupie, das aussieht wie das Groupie vom Vortag. Das machst du jetzt noch bis 65, aber dann – das hast du dir geschworen – kaufst du dir eine brandneue Shinkansen N700 und fährst mit ihr von Los Angeles nach Olten.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Schönheit vom Lande

Von Peter Rüedi

Die Schweiz insgesamt ist eine Nische, was den Weinbau betrifft. Dass die weite Welt deren Produkte erst seit kurzem zu entdecken beginnt, liegt nicht an der Qualität und nicht allein an den hohen Preisen. Es liegt schlicht an der Tatsache, dass die geringen Quantitäten einen Export verhindern. Für den wäre ja eine gewisse Mengengarantie Voraussetzung. Nun gibt es allerdings innerhalb der Schweiz noch Nischen im Quadrat, Nischen in der Nische. Der Familienbetrieb von Stefan und Katja Klemenz ist so ein Fall. In Oberhallau im schaffhausischen Klettgau führt das Paar mit dem Beistand von Stefans Eltern eine Landwirtschaft, die das genaue Gegenteil einer Monokultur ist. Ein erster Betriebszweig ist die Rindermast mit 150 Tieren, ein zweiter der Ackerbau: der Anbau von Mais (zur Fütterung der Tiere), von Sonnenblumen, Raps und Brotweizen, Letzterer zum Gebrauch in einer kleinen, aber feinen Teilzeitbäckerei (jeden ersten und dritten Samstag im Monat). *Small but beautiful* ist auch das dritte Standbein der Familie, der Rebbau: 4,5 Hektaren Blauburgunder, Riesling×Silvaner, Regent, Pinot und Sauvignon

blanc und etwas Chardonnay, damit ist auch im schön kleinteiligen Klettgau kaum Staat zu machen. Mengenmässig. Wohl aber, um gerade jene Kundschaft zu gewinnen, für welche die Nische eine Qualität ist, die das Besondere im direkten Bezug zur Nachbarschaft sucht und bei einer jährlichen Produktion von 10 000 Flaschen heimatliche Gefühle entwickelt.

Gelegentlich streifen auch mich solche Anmutungen, wenn ich auch nicht grundsätzlich auf Weinen bestehe, die sich zu Fuss beim Nachbarn (oder zumindest aus dem Nachbardorf) beschaffen lassen, und freimütig gestehe, dass ich mir nicht bei jedem argentinischen Malbec die Laune durch Nachrechnen der Ökobilanz verderben lasse (welche, dies nebenbei, bei Schiffstransporten günstiger aussieht als gemeinhin angenommen). Lassen wir solche eher moralistischen Überlegungen – ich muss mich nicht unbedingt bei jedem guten Wein auch noch als guter Mensch fühlen. Wohlbehagen genügt vollkommen. Das nämlich stellt sich bei Stefan Klemenz' Blauburgunder Spätlese durchaus ein: einem blitzsauberen, sorgfältig gemachten Pinot noir, angenehm im Alkoholgehalt, leicht zu trinken und doch nicht harmlos, schön dicht, mit markanten Fruchtaromen und einem leicht rauchigen Unterzug, ideal zu einem ländlichen Zvieri mit Bureschüblig und anderen Landesprodukten. Kein Wein, vor dem wir in Achtungstellung verfallen müssten. Gerade das macht das Vergnügen daran aus. Und, um keinen Irrtum aufkommen zu lassen: Qualitativ liegt Stefans Spätlese mindestens zwei Stufen über dem, was wir vor Zeiten einmal einen «ehrlichen Landwein» nannten.

Stefan Klemenz Spätlese Blauburgunder AOC Schaffhausen 2014, 12,5 %. Klemenz Weine, Oberhallau. Fr. 17.–. [www.klemenz-weine.ch](http://www.klemenz-weine.ch)

## Flugreise Portugal - Feuerwerk der Emotionen

8 Tage ab CHF 3'330.–

Lernen Sie die aufstrebenden Weinregionen Alentejo, Dão, Douro und Tejo kennen und geniessen Sie die abwechslungsreiche Reise mit den Metropolen Lissabon und Porto. Sie übernachten in ausgewählten 4\* und 5\* Hotels resp. einer Pousada.

07.04. – 14.04.2018

## Mosel - die Perle des Rieslings

4 Tage ab CHF 1'490.–

Sie besuchen die wunderbare Kulturlandschaft und das an antiken Schätzen reiche Weinbaugebiet der Mosel. Geniessen Sie die eleganten, aromatischen Weine und die vielfältige Küche der Region. Sie logieren 3 Nächte direkt an der Mosel.

22.04. – 25.04.2018



Die schönsten  
Weinreisen im  
Premium Reisebus.



Auto

## Vier Türen

**Kaum eine Marke hat sich in den letzten Jahren so stark gewandelt wie Maserati. Unterwegs im Quattroporte S Q4. Von David Schnapp**

Vor nicht allzu vielen Jahren war Maserati eine Automarke für Individualisten mit italienischem Flair. Eine Marke für Genussmenschen, die im Sommer ihre Wildleder-Loafer selbstverständlich ohne Socken tragen. Geschäftsleute, die mit einem Maserati Quattroporte vorführen, demonstrierten, dass ihnen die schönen Dinge des Lebens wichtig und teuer sind. Mit einem Maserati bekannte man sich zur mediterranen Leichtigkeit statt

zur preussischen Strenge. Heute ist Maserati zwar nicht gerade ein Massenhersteller, aber mit der aktuellen Modellpalette will man offensichtlich die Premium-Hersteller aus Deutschland, Japan, England oder Amerika herausfordern. Sie soll ein breiteres Publikum ansprechen, aber natürlich immer im Maserati-Stil.

Auch wenn sich die Wahrnehmung der Marke verändert hat, ist die grosse, luxuriöse Limousine Quattroporte ein Klassiker der Automobilgeschichte. Das aktuelle Modell ist die sechste Generation mit vier Türen. Und es ist eine mächtige Erscheinung: 5,2 Meter lang und fast zwei Meter breit – das sind die Dimensionen, bei denen man lieber vorfährt, als selbst zu parkieren. Der Innenraum mit sattelbraunem Leder, Carbon-Zierflächen und einem nahtlos eingepassten, brillanten Touchscreen zeigt eine erfreulich hohe Verarbeitungsqualität.

Mein Testwagen war ein Modell S Q4, die meistverkaufte Variante in der Schweiz: sport-

lich ausgelegter Allradantrieb, Acht-Gang-Automatik und ein sehr feines V6-Biturbo-Triebwerk, das bei Ferrari gebaut wird. Der Sechszylinder wirkt höchst agil und beherrscht akustisch die relative Diskretion, was für ein Auto dieser Art irgendwie angebracht erscheint. Solange man nicht die «Sport»-Taste aktiviert hat, hält sich die Abgasanlage mit allzu vorlautem Röhren zurück. Drückt man aber die Taste, so erwacht im Quattroporte der Sportsgeist, er wirkt nun geradezu flink und leichtfüssig, wird deutlich lauter und erreicht aus dem Stand in unter fünf Sekunden Tempo 100.

### Elegant und komfortabel

Wenn man es – wiederum der Grösse und Opulenz des Autos entsprechend – gemütlicher nimmt, federt der Quattroporte komfortabel ab und gleitet elegant über den Asphalt. Trotz seiner Dimensionen wirkt der italienische Rivale nie unhandlich, sobald er in Fahrt ist. Verbesserungsvorschläge gibt es bloss im Detail: Dass viele Funktionen über den Bildschirm und nicht mehr über Tasten gesteuert werden, entspricht dem Zeitgeist, aber die Anordnung der Funktionen wirkt nicht gerade aufgeräumt. Und der Wählhebel für die Getriebeautomatik wirkt etwas «harkelig», da gibt es bedienerfreundlichere Lösungen. Ansonsten gilt für dieses Auto: *Bella, grande Italia!*

#### Maserati Quattroporte S Q4 Gransport

Leistung 409 PS / 301 kW,  
Hubraum: 2979 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 284 km/h  
Preis: Fr. 131 300.–, Testwagen: 155 374.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man in einem Restaurant, in dem man einen Platz reserviert hat, noch vor dem Bestellen aufstehen und wieder gehen mit der Begründung, dass einem auf der Speisekarte nichts zusagt?

*Markus Bärswyl, Winterthur*

Ein interessanter Entwurf, vielleicht könnte man ihn noch etwas weitertreiben: Sie könnten ja beispielsweise auf dem Weg ins Restaurant einen Zwischenstopp beim Zivilstandsamt einlegen, um dann, wenn der Beamte fragt, ob Sie die Frau, mit der Sie verlobt sind, heiraten möchten, mit Nein zu antworten. Ach, Sie haben keine Verlobte? Das könnte vielleicht daran liegen, dass Sie eher wenig Interesse haben, sich zu entscheiden.

*Mark van Huisseling*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ich nenne das, was Frau Sommaruga macht, intelligent und couragiert.» *Bernhard Franke*

### Die schwächsten Bedrohten

Nr. 45 – «Moralische Selbstsucht»;  
Editorial von Roger Köppel

Ach, was für eine süffisante Breitseite. Doch was sagt der Text aus? Junge, kräftige Männer werden in die Schweiz geflogen; tja, und was machen diese jungen, kräftigen afrikanischen Männer hier? Sozialhilfe beziehen und – genau, da sind noch die hiesigen Frauen, die dann abends nicht mehr auf die Strasse dürfen ... Nein, Herr Köppel hat das nicht gesagt, weil Frauen und Kinder politisch nichts hergeben, und die würden es doch betreffen. Ich bin froh, dass Frau Sommaruga im Einklang mit unserer Verfassung die schwächsten Bedrohten in die Schweiz holt. Ich nenne das intelligent und couragiert. *Bernhard Franke, online*

### Aufenthaltsrecht entziehen

Nr. 45 – «Zu viel des Guten»;  
«Brief aus Berlin» von Thilo Sarrazin

Mit diesem aufrüttelnden Text nimmt die *Weltwoche* ein politrelevantes Thema auf, das in Deutschland mithin ein Grund für den überwältigenden Wahlsieg der AfD ist. Schweizer Gemeinden können ausländischen Dauerbezügern von Sozialhilfe ab einer bestimmten Summe das Aufenthaltsrecht entziehen. Leider wird das von den Gemeinden zu wenig umgesetzt. Im Kanton Aargau, der 2015 insgesamt 95,7 Millionen Franken Sozialhilfeaufwendungen aufweist, ist ein interessanter Vorstoss von der Regierung abgelehnt worden. SVP- und FDP-Grossräte haben eine Abstufung der Sozialhilfe verlangt, abhängig davon, wie lange ein Sozialhilfebezüger schon Steuern und AHV-Beiträge bezahlt hat. Es ist tatsächlich ein politisches Unding, wenn ein über fünfzigjähriger Schweizer gleich viel Sozialhilfe erhält wie jemand, der aus Afrika eingereist ist und in der Schweiz wohl noch nie einen Tag gearbeitet hat. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

### Neuer Verfassungsartikel «Medien»

Nr. 45 – «Das «No Billag»-Abstimmungsbüchlein»; Kurt W. Zimmermann über die SRG

Mit der Annahme der «No Billag»-Initiative eröffnet sich die Chance, die Medienfinanzierung neu zu überdenken. Zeit genug haben wir ja, da zuerst das Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) revidiert, das heisst in ein Mediengesetz umformuliert werden muss, bevor die Billag-Gebühren gestrichen werden können. Diese Zeit kann die SRG nutzen, das Programmangebot endlich zu revidieren, und die Printmedien können einen Vorschlag für ihre

indirekte Unterstützung durch die öffentliche Hand vorlegen. Es braucht einen neuen Verfassungsartikel «Medien», der unter anderem die gesellschaftlich und politisch bedeutsamen Medieninhalte festhält und deren Finanzierung mittels geringer Gebühren und Steuern regelt. Es hat sich leider gezeigt, dass sich der Koloss SRG bei den heutigen Rahmenbedingungen sonst nicht bewegen lässt und die gesellschaftlich und politisch bedeutsamen Beiträge in den Printmedien ohne öffentliche Unterstützung sukzessive verschwinden.

*Alex Schneider, Küttigen*

### Überladen

Nr. 44 – «Überforderter Sozialminister»;  
René Zeller über die AHV-Politik

Bundesrat Berset ist wohl einer der klügsten und führungsstärksten Köpfe in Bern; das Dossier AHV ist in einer demokratischen Gesellschaft jedoch kaum zu bewältigen. Die Auslegeordnung hat deutlich gezeigt, dass «unheilige» Allianzen eine vernünftige Lösung fast unmöglich machen. Es geht wahrscheinlich nicht ohne massivsten ökonomischen Druck auf das Volk; die Ablehnung Berset anzulasten, scheint mir das Unsinnigste. *Urs Maurer, Birr*

### Ewige Litanei

Nr. 44 – «Pizza im Décolleté»;  
Henryk M. Broder zur Sexismus-Debatte

Frauen, euch steht in unserer Gesellschaft nichts im Wege, alles zu erreichen, was ihr wollt! Bloss – die ewige Litanei, dass ihr immer nur auf euer Aussehen reduziert würdet, ist nicht nur lächerlich, sondern zeigt, dass ihr wenig Selbstbewusstsein besitzt, euch dauernd mit Männern vergleicht und euch selber nicht versteht. Würden wir Frauen mehr Verständnis für die eigene Person und für authentisches Sein aufbringen, wären die Männer wiederum weniger verunsichert und empfänden uns auch nicht als Bedrohung. Auch Männer unterliegen Begrenzungen, und nur durch die Zusammenarbeit mit ihnen kann eine wirkliche Befreiung stattfinden.

*Beatrix Kruger, Zürich*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

	1	2		3	4	5	6	7	8	9	10		
11				12									13
14									15				16
17				18									
		19	20								21		
22	23					24	25		26				
27						28					29	30	31
			32	33					34	35			
36		37					38	39					40
41											42		
43							44					45	
46											47		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Sie macht Hoffnung auf Ehrung  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Man liebt die Pistazie auch ennet dem Röstigraben. 8 Stanislaw Lems Roman einer ausserirdischen Zivilisation (1959). 11 Die Munition ist hier nur minim vorrätig. 12 Fürs eigene Vergnügen braucht es wohl keine. 14 Wenn er die Welt betrifft, ist wohl wirklich definitiv Schluss. 15 Im Benzin enthalten und leicht brennbar. 17 Der Weisshandgibbon, oder eben er. 18 Man wähle zwischen Einzelgestirn und Schlagwaffe. 19 Rätselhafte Frauen aus der nordischen Mythologie. 21 Passend zu Lebkuchengebäck und Sambuca. 22 Edel ist es, doch auch träge, und es mag keine Verbindungen. 24 Der 34. Präsident der USA, Vorname reicht. 27 Cornelis de ... : niederländischer Maler, Stilleben. 28 Dieter, der Schweizer, ein künstlerisches Multitalent. 29 Damit trägt der Bau bestimmt Früchte. 32 Jener Jeremy im Nachtzug nach Lissabon. 34 Mit ZEWOGütesiegel ausgestattete CH-Organisation. 36 Bei solcher Situation auf dem Meer muss Hilfe her. 38 Das Nass macht alles glatt, lustig ist es nicht. 41 Sie bedeutet eine Verbesserung in Sachen Sicht. 42 Vorsicht, die Nachricht ist nicht verbürgt. 43 Sei gegrüsst! Ganz in römischer Manier. 44 Peter und seine Reggae-Lieder. 45 Vielversprechend, wenn nach Art der Haute cuisine. 46 Feuerfeste Form wie delikater Inhalt. 47 Sie ist ganz schön teigig.

**Senkrecht** — 1 Hochwüste in den Anden Argentiniens. 2 Sie ist ein typisches Nebengeräusch der Politik. 3 Nicht vorher und nicht nachher, dann ist es einer. 4 Sagenhaft, das Ungeheuer mit den unzähligen Augen. 5 Womit der Stock zum 3267 Meter hohen Glarner Berg wird. 6 Seine Neigung wird oft negativ gesehen. 7 ... of York ist jüngere Tochter von Prinz Andrew und Sarah Ferguson. 8 Klingt nach Notrufsystem für Taucher. 9 Leute wie Stalin, Mussolini oder Franco u. Ä. 10 Arvo Pärt ist einer von rund 1,3 Millionen. 11 Er ist längst bekehrt, dazu gelehrt und oft geehrt. 13 Statt Wasserfall Wesfall des Donau-Zuflusses. 16 Was zu Römern Zeiten am Apennin graste. 20 Steine legen, mit solchen geht es spielerisch. 23 Sie lässt uns notfalls genau darauf zurückgreifen. 25 Leider kauft der Wiederkäuer nur noch in Reservaten. 26 Was man da wachsen sieht, wird im Rückblick zum Sarg. 28 Sie sucht vor allem in England das Licht. 30 Gebeutelte Stadt im Nahen Osten. 31 Metall, hilfreich auch für medizinische Instrumente. 33 Wer spricht da von Koller? Bei ihm geht's um Unterhaltung. 35 Ob Wespe, Hummel oder Hornisse: immer männlich. 36 Aus Spanien kommend, dient er Briten als Sitz. 37 Mit n am Ende dann unbeugsam fest. 39 Jener Strawinsky und die Neue Musik. 40 Leben wir zuviel mit ihr, kollabieren wir (vielleicht).

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 542**

T	O	I	T	M	O	R	O	K	D	G			
E	N	O	R	M	V	D	A	S	E	I	N		
A	R	E	N	A	B	E	N	E	F	I	Z	A	
L	O	G	I	E	R	E	N	S	A	L	I	N	E
T	R	A	E	G	I	E	S	N	A	G	A	B	I
T	N	E	H	E	M	I	A	G	A	B	I		
I	P	R	E	G	A	L	R	E	N	I			
E	D	A	M	L	N	A	P	A	T	E	A		
R	E	M	A	K	E	U	T	O	P	I	E	N	E
G	E	S	I	N	D	E	S	P	R	I	N	T	
M	E	L	O	N	E	L	S	E	E	L	E	R	
N	A	N	O	E	L	T	E	R	A				

**Waagrecht** — 1 TOIT (Tito) 5 MOROK 11 ENORM 12 DASEIN 14 ARENA 15 BENEFIZ 16 LOGIEREN 17 SALINE 18 TRAEG 19 ESNA (Nase) 20 NEHEMIA 23 GABI 27 REGAL 28 RENI (Iren) 29 EDAM (Made) 32 NAPA 34 TEA (engl. für Tee) 35 REMAKE 37 UTOPIEN 39 GESINDE 40 SPRINT (Thompson ist Sprinter) 42 MELONE 43 SEELER 44 NANO (anno) 45 ELTERN

**Senkrecht** — 1 TEROR (TeRror) 2 ONEGA 3 IONIEN 4 TRAEGER 6 OVEN (engl. f. Ofen) 7 ODESSA 8 KAFAN 9 DEZI 10 GNAEGI (Gnagi: Schweinshaxe) 13 SILAGE 14 ALTTIER 15 BELEG 19 EILAT 21 HELENE 22 MANUELL 24 ANTEIL 25 BIENNE 26 PAMELA 28 RAPPER 30 DEGEN 31 MASON 33 POSSE 36 KINO 38 IREN (rien, franz. f. nichts) 41 TRE (it. für drei, tree: engl. für Baum)

**Lösungswort** — MAENGELLISTE



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



Breguet  
Depuis 1775



Reine de Naples Kollektion  
**IN EVERY WOMAN IS A QUEEN**

BOUTIQUES BREGUET – BAHNHOFSTRASSE 31 ZÜRICH +41 44 215 11 88 – BAHNHOFSTRASSE 1 GSTAAD +41 33 744 30 88  
40, RUE DU RHÔNE GENÈVE +41 22 317 49 20 – WWW.BREGUET.COM